8/1

Zu

Königl. Bibl. zu Hannover.

Lat fol 158 u

~~I~~

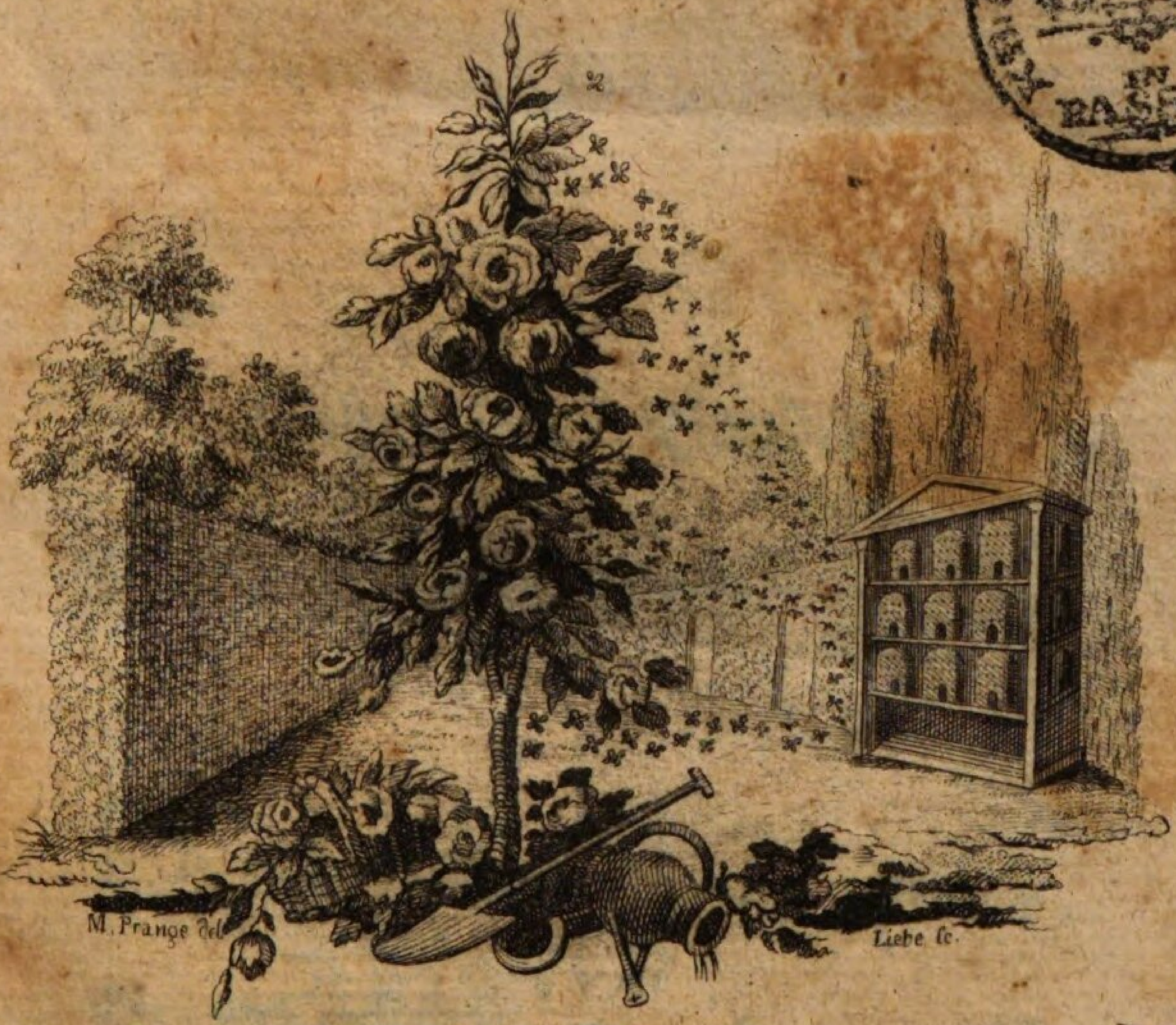
~~II 19228~~

Franz Rudolph's v. Großing

lehrreiche

Erzählungen.

I. Band.



Berlin,

in der Vieweggischen Buchhandlung

1787.

K.

a.

127420975

Staatl. Bibliothek Passau

Inhalt des I. Bandes.

Die schöne Büsserin. . Seite 1
Ehr- und Geldsucht. . 39
Eleonora Christina, Gräfin von Uhlefeld. . . 55

Clementia von Aubigny. Seite 85

Ariston. 122

Die Lebensgeschichte einer Coquette, beschrieben von ihr selbst. 145

Heinrich Home und Julie Torny. 169

An

Fräulein
Jeannette von Pflug
zu
Kirchheim unter Teck.

Ihnen, verehrungswürdigstes Fräulein! eigne ich dieses Werk meiner Feder zum öffentlichen Denkmal der Hochachtung zu, mit welcher ich die vortreflichen Eigenschaften Ihres obgleich noch jungen, doch schon ausgebildeten Herzens zu bewundern pflege.

Als Enkelin einer Dame, die von der Vorsicht blos wegen den Ver-

diensten und Vorzügen ihres Geistes und Herzens zu einer der größten Fürstinnen Deutschlands erhoben worden ist, und Tochter einer Mutter, die in aller Rücksicht ein Muster aller Mütter zu seyn verdient, war bisher Ihre einzige Sorge dahin gerichtet, sich nach diesem erhabenen Muster zu bilden.

Fahren Sie, theureste Jeannette! in diesem Bestreben unermüdet fort, und Sie werden ganz gewiß eine der größten Zierden Ihres Geschlechts, und einer der würdigsten Bestandtheilen der Menschheit seyn.

v. Großing.

Vorbericht.

Beispiele sind die besten Lehrmeister der Menschen; und dies war die Ursache, warum ich bisher in allen meinen Schriften, wodurch ich zur Beförderung der allgemeinen Aufklärung und Beglückung der Menschheit, nach meinen schwachen Kräften mitzuwürken bedacht war, meine Sätze mehr mit Beyspielen als mit Vernunftgründen zu beweisen suchte. Fast jedes Werk meiner Feder enthält einige sehr interessante Erzählungen, die mit allgemeinem Beyfalle alle derer, die sie gelesen haben, aufgenommen worden sind, so daß ich von Mehrern ersucht wurde, diese in so mannichfaltigen Werken zerstreuete Erzählungen zur grössern Bequemlichkeit des Publikums in ein einziges Ganzes zu sammeln. Ich erfülle jetzt dieses Verlangen, und benutze diese

Gelegenheit, um diejenigen Erzählungen, die ich wegen meinen äusserst häufigen Geschäften oft nur in der größten Eile niederschreiben mußte, zu verbessern, sie mit lebhaftern Farben zu schildern, sie angenehmer aber auch zugleich lehrreicher zu machen; und jeder, der sie jetzt in dieser Sammlung liest, und denjenigen entgegen hält, die in meinen Werken zerstreut liegen, wird sehen, daß ich meine Absicht erreicht, und die darinnen enthaltenen Begebenheiten interessanter und lehrreicher gemacht habe.

Die meisten meiner Erzählungen sind förmliche Geschichten, die sich würklich und zwar so, wie ich sie beschreibe, ereignet haben. So eine Geschichte ist die Erzählung von der Gräfin Uhlefeld, und der Frau von Aubigny. Allein da ich zugleich die allgemein herrschende Romanensucht kenne, die bei alle dem, was man so häufig dawider geschrieben hat, doch immer mehr zuwächst als abnimmt, so erlaubte ich mir auch zuweilen Erdichtungen, die aber doch immer entweder

eine würkliche Begebenheit, oder aber einen sehr reichen Stoff lehrreicher Betrachtungen zum Grunde haben, wie es die Erzählungen von der schönen Büßerin, von Ariston, und die übrigen beweisen.

Genehmiget das Publikum diesen ersten Band, so werde ich zu jeder Leipziger Messe einen neuen liefern, der in der Folge auch solche Erzählungen enthalten wird, die bisher noch unbekannt waren, weil sie nirgend gedruckt worden sind, und die um so interessanter seyn müssen, da sie ganz das Gegentheil von dem empfindelnden Tone sind, den unsere neuesten Schriftsteller, die Erzählungen, Skizzen, Bagatellen, u. s. w. lieferten, zum allgemein herrschenden mit offenbaren Nachtheile der Sittlichkeit gemacht haben, indem sie nur die ohnehin schon feurige Phantasie der Menschen durch reizende Bilder anfeuerten, ohne das Herz zu rühren, so daß es jetzt allenthalben von empfindelnden Menschen wimmelt, da hingegen thätige Empfindsamkeit ein förmliches Wunderding ist.

Man sehe diese Aeusserung ja nicht für eine Erniedrigung fremder Verdienste an, durch die ich vielleicht meine zu erheben suche. Marmontel, Meißner, Wall, Becker, verdienen immer in der Klasse der schönen Geister einen ausgezeichneten Platz, und ihre meisten Schilderungen sind förmliche Meisterstücke der menschlichen Einbildungskraft; allein ich habe mein Augenmerk bloß auf das Herz der Menschen gerichtet, und bin ich so glücklich, daß ich es nicht bloß reitze, sondern auch rühre, es zu tugendhaften Handlungen bewege, und es von Fehlern und Lastern abschrecke, so habe ich meine Absicht vollkommen erreicht.

Der Verfasser.

Grossing's Erzählungen
I. Band.

Die schöne Büsserin.

Rudolph von Myrtenthal an Heinrich von Tanneberg.

Ich bin durch unwidersprechliche Beweise überzeugt, daß Du, liebster Tanneberg! mein Freund bist. Ich öffne Dir mein Herz, höre mich an; Dein Rath soll mein Schicksal bestimmen; das Glück oder Unglück meines Lebens hängt von Dei-

ner Bestimmung ab. Ich liebe; ja, liebster Heinrich! ich liebe mehr, als man noch jemals geliebt hat. Tadle mich nicht, ich will Dir alles erzählen.

Du weist, daß Graf Adlerfeld mein Freund ist; daß ich und er kein grösseres Vergnügen kennen, als Felder, Berge, Thäler und Wälder zu durchwandern; unsere Spaziergänge sind immer förmliche Reisen. Der Graf behauptet, daß diese Bewegung dem Körper und der Seele nüzlich sey; man muß, sagt er, sich schon in seiner Jugend einen Vorrath von Kenntnissen sammeln, um in einem höhern Alter, in welchem die Sinne des Menschen geschwächt sind, immer für unsern Geist auch eine dauerhafte Nahrung in Bereitschaft zu haben. Graf Adlerfeld sucht die verborgensten Geheimnisse der Natur zu ergründen; nichts entwischt dem Scharfsinn seines Geistes. Das geringste Feldblümchen, das Du mit Füßen tritst, oder kaum eines Bliks würdigst, ist oft ein unerschöpflicher Gegenstand seiner tiefsten Betrachtungen, der reichste Stoff sei-

ner lehrreichsten Gespräche. Sein Umgang hat Zauberkraft, er trägt das Gepräg des ächtesten, reinesten Gefühls; und was reizt, was entzükt wohl mehr, als Gefühl?

Es würde überflüßig seyn, wenn ich Dir von meinem so oft irre geführten Gefühl und von der unglücklichen Leidenschaft hier etwas vorschwatzen wollte, die mir Elfride von Feilberg einzuflössen gewußt hat. Ihre Untreue ist eben so groß als ihre Schönheit. — — Wir wollen nichts mehr davon reden; ihre Herrschaft ist zu Ende; ich habe bereits einer andern Schönheit gehuldigt. Ach, liebster Tanneberg! niemals werde ich glauben, daß alle Weiber und Mädchen der flatterhaften Elfride ähnlich sind.

Ich und Graf Adlerfeld näherten uns unlängst auf einem unsrer Spaziergänge unmerklich der Wohnung eines Pächters; die Lage gefiel uns; zwei Reihen von Lindenbäumen zeigen gleichsam den Eingang; nahe dabei liegt ein Thal, welches ein heller Bach durchströmt, der den blumenreichen Boden befeuchtet, und

sich zwar rauschend, doch unmerkbar in den Gesträuchen eines angrenzenden Waldes verliert. Die Kette von Hügeln, die diesen reizenden Wohnplaz umringen, ist mit Lämmern wie besäet; ein hoher Berg schüzet sie wider den Sturm des Nordwindes, und nur die lächelnden Zephyren finden auf der gegenseitigen Ebne den freien Zugang zu den Krümmungen der Thäler. Es war, als zöge uns eine unsichtbare Kraft zu dieser Wohnung, wo man uns mit vieler Höflichkeit empfing. Der Pächter, dessen ehrwürdige Miene uns zur Ansprache einlud, bot sich an, seine sparsame Mahlzeit mit uns zu theilen; wir nahmen sein Anerbieten mit Vergnügen an, und Graf Adlerfeld wollte ihm nach geendigter Mahlzeit dieselbe bezahlen. Dadurch fand sich der Alte beleidigt. Ich bemerkt' es, zog einen Ring von meiner Hand, gab ihn seiner Tochter, und wir dankten dem guten Alten für seine Gastfreundlichkeit. Kaum machten wir von dort einige Schritte, als wir an dem Fuße eines Lindenbaumes ein junges

Mädchen sitzen sahen. Eine Heerde Lämmer lag vor ihr, deren Wächterin sie war. Kaum hatt' ich sie bemerkt, und schon fühlt' ich in mir eine heftige Bewegung, die sich aller meiner Sinnen bemächtigt zu haben schien; ich war beim Anblicke dieses schönen Mädchens ganz ausser mir. Stelle Dir, lieber Heinrich, grosse schwarze Augen vor, deren stumme Sprache voll Ausdrucks ist, einen reizenden Wuchs, eine ungekünstelte, natürliche Anmuth, ganz mit frischem, unverdorbenem Jugendsafte angefüllt, eine schmachtende Miene, welche Empfindsamkeit verräth; stelle Dir dieses und alles übrige vor, was Einbildungskraft jemals erdichtet hat, um sich die Schönste unter den Schönen vorzuspiegeln — und Du siehest Adelheids ächtes Bild, so wie ich es mit Augen sah. Sie las ein Buch, das sie bei unsrer Ankunft zu verbergen wußte; ihre sanfte Stimme machte in mir das Verlangen noch reger, das ich, sie zu kennen, bereits hatte; wir bemerkten in den wenigen Worten, die sie

mit uns sprach, eine Seele, die weit über ihrem Stand und Range ist. Adelheit war den ganzen übrigen Tag der Gegenstand unseres Gesprächs. Das, was ich bei ihrem ersten Anblick fühlte, faßte von Augenblick zu Augenblick tiefere Wurzeln in meinem Herzen; ich wollte die gegenwärtige Stimmung desselben vor meinem Freunde verbergen, er merkte es an meinem stillen Betragen und nachdenkender Miene, fragte mich nach der Ursach, erhielt aber nur eine unbedeutende Antwort, da es in der Liebe Geheimnisse giebt, die man selbst seinem besten Freunde nicht anvertrauen soll, noch darf. Den folgenden Tag stahl ich mich gleich nach dem Mittagsessen davon, um nach dem Orte zu laufen, wo ich gestern meine Adelheit sah. Ich fand sie auf dem nämlichen Plaz, mit dem nämlichen Buche in der Hand. Es schien, als fühlte sie meine Ankunft, und dieses Gefühl gab ihren ohnehin schon einnehmenden Reizen eine noch weit angenehmere, entzückendere Gestalt. „Erschrecken Sie nicht,„

war meine Anrede, „daß Sie mich an diesem Orte wiedersehen.„ Jugendröthe überzog ihr Gesicht, und Tugendstolz schlug ihre Augen nieder. „Seitdem ich Sie verließ, (fuhr ich fort) begleitete mich allenthalben Ihr Bild; ich sah Sie, und war mit diesem Augenblicke meiner sonst so festen Gemüthsruhe beraubt. Vergeben Sie meiner Dreistigkeit, ich muß Sie fragen, wer und was Sie sind? Welches Ungefähr hat Sie hierher geführet? Welche Unglücksfälle haben Sie in diesem niedrigen Stand gestürzt? Ich weiß, die niedrigsten Menschen haben zuweilen die erhabensten Seelen, aber ich fühle, unwidersprechlich fühl' ichs, daß Sie jetzt nicht am rechten Orte sind.„ Adelheit seufzte — „Ihr Gefühl betrügt Sie, (waren die ersten Worte, die sie nach einer kurzen Weile zu mir sprach,) ich bin in eben dem Stande geboren, in welchem Sie mich jetzt erblicken; das Glück ist mir nichts schuldig; ich war seit meiner Geburt zum Unglücke bestimmt, glücklich genug, wenn ich den

Stand meiner Geburt niemals verlassen, mich nie in einen höhern zu schwingen gesucht hätte; ich würde noch immer unschuldig, noch immer tugendhaft, und was eben so viel ist, glücklich seyn. Eine ungezwungene Thräne entschlich hier ihrem Auge. Das fernere Gespräch war nicht kurz; wir schwazten über verschiedene Gegenstände; nur über ihre Geburt und weitere Schiksale ihres Lebens, schwieg sie, meiner Zudringlichkeit ungeachtet, still. Von da an sah ich sie täglich, und täglich bekam meine Leidenschaft einen neuen Zuwachs. Du wirst mich hier einen Thoren schelten, Dich verwundern, daß ich mit so vieler Zurückhaltung mit einem armen Landmädchen verfahre. Komm! sieh Adelheid, sprich mit ihr — und Du wirst das nämliche thun. Nur Würde der Seele erregt Ehrfurcht; Würde des Ranges und der Geburt allein, vermag es nicht. Einmal wagte ich es, mit ihr auch von meiner Liebe zu sprechen. Höre, Freund! ihre Antwort, jedes Wort ist in meinem Herzen un-

auslöschlich eingegraben. „Mein Herr (sind ihre Worte) ich bin nicht gleichgültig bei Ihrer Liebe. Ich weiß, daß sie nicht etwa die Würkung meiner Reize, nicht die Würkung meiner Verdienste, sondern bloß die Würkung Ihres edeln, guten Herzens ist. Sie haben Mitleiden mit mir, ich verdiene es, und ich dank' Ihnen dafür. Aber Sie nennen dieses Mitleiden: Liebe. Täuschen Sie sich nicht, mein Herr! ich meiner seits kann nicht mehr getäuscht werden. Nie kann ich Ihre Gemahlin werden. Meine Geburt macht mich dazu unfähig, meine Lebensumstände unwürdig. Sie sind edel geboren, es bietet sich Ihnen jezt Gelegenheit dar, auch edel zu handeln; und das werden Sie thun, wenn Sie mich ganz aus Ihrem Herzen verbannen. Ich bin zwar nicht edel geboren, aber auch ich will edel handeln, will Ihnen sagen, daß auch ich Sie liebe, auch ich Sie ganz zu vergessen suchen werde. Dringen Sie nicht weiter in mich. Die Zeit meines Lebens scheint Ihnen noch nahe an der

Zeit meiner Geburt zu seyn; Sie irren sich. So lange Sie meinen Lebenslauf nicht wissen, so lange kann ich Ihnen ganz gleichgültig seyn, aber erzähl' ich Ihnen diesen, so müssen Sie mich verachten. — „Verachten? (schrie ich auf) was sagen Sie Adelheit? Verstehen Sie wohl was Verachtung heißt?„ — — Alles, was meine Beredsamkeit vermag, wendete ich an, um sie zur Erzählung ihrer Schicksale zu bewegen, aber vergebens. Ich ward ungestüm, sie weinte, ich weinte mit und versprach endlich, ihr nicht mehr durch meine Fragen überlästig zu seyn. Allein um so mehr nahm meine Neugierde, und mit derselben auch meine Leidenschaft zu. Gehemmt war sie, aber nicht geheilt, und gehemmte Leidenschaften wüthen immer weit heftiger, als die, die man mit vollem Zügel ihrem Ziele zulaufen läßt. Diese Heftigkeit würkte, wie gewöhnlich, auch auf meine Gestalt und Gesundheit. Ich ward blaß, krank. Adelheit sah es. Gut, sagte sie, ich will Ihre Neugierde stillen. Uner-

träglich ists für mich, mich verachtet zu sehen, aber da sich Ihre unüberlegte Liebe gegen mich nicht anders, als durch Verachtung meiner Person heilen läßt, so will ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, um zu sehen, ob Sie dieses einzige, letzte Mittel noch heilen kann.

Meine Eltern waren vormals reich, sie waren Bürger eines kleinen Städtchens in Böhmen, wo der Einwohner von seinen Grundstücken lebt; eine Reihe von Unglücksfällen hat sie zur Armuth gebracht. Zur Zeit ihres vermöglichen Zustandes sparten sie keine Kosten, die zur Erziehung ihrer einzigen Tochter erfordet wurden, und diese Erziehung war würklich für ein Landmädchen zu kostbar, wenigstens war sie eine der Hauptursachen meines nachmaligen Unglüks. Ich war schon drei Jahre in einem Nonnenkloster zu Prag, als meine Eltern die Armuth zwang, mich wieder nach Hause zu nehmen. Die Lebensart, zu der ich im Kloster gewöhnt wur-

de, gab mir einen gewissen Ton der Eitelkeit, der gerade der Glükseligkeit widerspricht, die man beinahe nirgends als bloß im Mittelstande findet. Meine Eltern, deren Liebe gegen mich ganz unbeschränkt war, glaubten in mir die Stüze ihres Alters, den Trost ihrer Sterbestunde, und die Zierde ihres Geschlechts zu sehen, das immer ehrlich, immer tugendhaft, immer unbekannt selbst mit dem Scheine des Lasters war. O liebe Adelheid, (sagten mir oft meine Eltern) folg' unserm Beispiele, und du wirst glüklich seyn; wir sind nicht mehr reich, aber tugendhaft sind wir; vergiß nie, daß ein höchstes Wesen der beständige Zeuge aller unserer Handlungen ist. Gott! ich vergaß diese Worte — — ein bitteres Weinen unterbrach hier ihre Stimme. Ich war schön, wußte es, konte es auch wissen; denn ich besaß damals noch alle Reize, die nur Tugend, nur Unschuld giebt. Ein Ungefähr führte in unser Städtchen einen der schönsten, aber gewiß auch der boshaftesten aller Menschen. Er

besaß nebst einer glänzenden Geburt die reizendste Gestalt, und was im Fache der Liebe weit kräftiger als Gestalt und Geburt ist, die oft so grausame Kunst, Herzen nicht sowohl zu erobern, als zu unterjochen. Ich sah' ihn einigemal in der Kirche; einmal sagte er mir beim Herausgehen, daß er mich liebe, daß er nie jemanden ausser mir lieben werde, und schwur mir ewige Treue zu. Welche Fallstricke für ein junges unerfahrnes Mädchen! Ich empfand bei alle dem nichts, fürchtete nichts von einem so gefährlichen Feinde, wich ihm aus, hört' ihn nicht an, und schlug mir selbst den Gedanken aus, wenn es mir einfiel, daß mich Graf Stolzberg liebte. „Graf Stolzberg (fieng ich zu schreien an) ist also der Urheber deines Unglücks? diese Geissel der Tugend? Er hat seinen Lohn erhalten; in Italien gab ihm ein Meuchelmörder den plözlichen Tod.„ „Die Erde hat sich also dieses Ungeheuers nicht mehr zu schämen,„ erwiederte Adelheid, indem sie ihre thränenden Augen gen Himmel hob, „die Strafe des

Höchsten verfolg' ihn nicht jenseit des Grabes!„ Ja, mein Herr, Graf Stolzberg, dieser Urheber meines Unglücks, dieser Urheber der Verzweiflung, in der sie mich sehen, kam eines Tags unter einem erdichteten Vorwande zu meinen Eltern. Mein Umsturz war seine Absicht. Meine Eltern waren zu rechtschaffen, als daß sie mistrauisch hätten seyn können; es ward ihm gar nicht schwer, sich bei ihnen in Gunst und Vertrauen zu setzen, und dieß gab ihm Gelegenheit, mich oft ohne Zeugen zu sehen und zu sprechen. Seine Worte waren feines Gift; sie sezten meine unerfahrne Seele in Flammen. Er bemerkte die Würkung seiner Worte, schrieb mir, und ich hatte nicht mehr so viel Kraft, daß ich seinen Brief hätte ausschlagen können, der meiner Unschuld und Tugend den ersten Todesstich gab. Ich hörte nichts mehr als die Stimme meiner Leidenschaft, und war schwach genug, meine Einwilligung zu einer geheimen Zusammenkunft zu geben; und hier war das Feld, wo der Bösewicht am ersten die Fah-

ne seiner Falschheit fliegen ließ; er warf sich zu meinen Füssen, weinte, schwur, daß er nur mit mir auf die ganze Zeit seines Lebens vereinigt seyn wolle, daß, wenn ich ihn nach Wien begleiten würde, unsre Heirath noch vor dem Ausgang der Woche geschlossen seyn solle; aber er fordere Stillschweigen, und daß ich meine Eltern verlassen solle, ohne ihnen mein Vorhaben oder meinen künftigen Aufenthalt zu eröfnen. Ich liebte: Liebe hatte bereits die Stimme der Tugend in mir erstikt, nur die Stimme der Natur ließ sich noch hören: der Gedanke, meine Eltern zu verlassen, empörte mein Herz. Stolzberg merkt' es, zog den Degen, that als wolt' er sich durchbohren; und ich — war thöricht genug, für sein Leben zu zittern, riß ihm den Degen weg, gab ihm meine Hand, daß ich ihm folgen wolle, und ließ die blinde Liebe siegen. Meine ganze Seele erschütterte sich bei diesem Siege, ich machte mir Vorwürfe und diese Vorwürfe zerfleischten mein Herz; aber ich gab mein Wort, und die blinde Liebe

sagte mir, daß ich es halten müsse. Doch selbst die Liebe würde mich nie zur Erfüllung des gegebenen Worts bewogen haben, hätte nicht der Verführer eine andre List ersonnen, die ihm auch gelang. Einst legte ich mich, wie gewöhnlich, Abends zu Bette, beim Erwachen aber fand ich mich in Stolzbergs Kutsche, schon über fünf Meilen von dem Wohnorte meiner Eltern entfernt. Ich schrie und weinte, aber vergebens. Mein Schreien, mein Weinen ließ nach. Der Verführer gab mir die schönsten Worte, versprach mir goldene Berge, und stillte dadurch nach und nach meine Unruhe. Ich sah mich an der Seite dessen, den ich liebte, und vergaß Eltern, Anstand und Tugend, bevor ich noch in Wien angekommen war. Bei meiner Ankunft schien es, als wär ich die Erstgebohrne der Glücksgöttin; Freuden begleiteten jeden meiner Schritte, und ich schwamm im Strome des Ueberflusses. Jeder, der mich nur ansah, lobte meine Schönheit, und der Dunst dieser Lobsprüche vollendete meine

gänz-

gänzliche Betäubung.„ Ich war taub zur Stimme der Natur und Vernunft, und überließ mich ganz dem Wirbel der verdorbenen Welt, die man in der gemeinen Sprache grosse Welt zu nennen pflegt; dem Wirbel, der mich so, wie ein Sturmwind das steuerlose Schiff, mit sich riß, und mich von einem Laster ins andre stürzte, ohne daß ich es in meiner Betäubung hätte wahrnehmen können, daß ich schon am Rande des Abgrundes war. Ein Ungefähr öfnete mir die Augen. Ich gieng einst in das Nationaltheater, mehr geputzt, als ich es noch jemals war. Man gab ein sehr rührendes Stück. In einem Auftritte desselben kam ein verehrungswürdiger Greis zum Vorschein, der einer jungen, reichgekleideten Person mit rührender Stimme zurief: O meine Tochter! ich sehe deine Reichthümer — — aber wo ist deine Tugend? Stimme, Miene, Alter und seine ganze Gestalt erinnerten mich meines trostlosen Vaters, meiner bedrängten Mutter; ich war auf den höchsten Grad ge-

rührt, und faßte sogleich den Entschluß, nicht eher zu ruhen, als bis ich den Verlust meiner Tugend durch die geheiligten Bande der Ehe wieder würde ersetzt sehen, durch deren Verheissung ich mir vom Grafen Stolzberg Ehre und Tugend entreissen ließ. Der Graf begleitete mich nach Hause. Das erste, was ich beim Eintritte ins Zimmer that, war, daß ich mich zu seinen Füssen warf, und Graf! Graf! zu ihm sagte, erbarmen Sie sich doch meiner! Sie wissen, daß ich Ihnen Ehre, Unschuld und Tugend zum Opfer brachte, blos darum brachte, weil ich Ihren Schwüren, Ihren Verheissungen glaubte; drei Jahre sind schon verflossen, und ich sehe die Verheissung noch nicht erfüllt —— Närrin, rief der Bösewicht aus, da er mich in der Mitte der Rede unterbrach, ich glaube gar, daß Du deine Unverschämtheit so weit treibst, dir Hofnung zu meinem Ehebette zu machen, in dessen Besitz schon damals, da ich dich hieher brachte, eine meiner Geburt angemessene Gemahlin war —

Ich hörte nichts mehr; es war mir, als wäre die ganze Welt eine einzige Wetterwolke, die mich mit ihren Donnerkeilen zerschmetterte. Ich weiß nicht, was, oder wo ich war. Genug, beim Erwachen fand ich mich zwar in meinem Zimmer, aber in einer Lage, aus der ich vermuthen konnte, daß man mich für todt gehalten hatte. Ein Todtensarg war mein Lager, ein graues, mit schwarzen Bändern besetztes Kleid deckte meine Glieder, und eine dunkelbrennende Lampe stand zu meinen Füssen. Gott! rief ich aus, ists Tod, oder nur Schein des Todes? Ich sprang auf, ging hin und her, und überzeugte mich endlich, daß ich noch lebte, daß es Mitternacht sey, daß man mich im nächsten Zimmer als einen todten Leichnam bewache. Ein Heer von Gedanken drängte sich in meiner Seele. Bald war ich gesonnen, das Spiel zur Wirklichkeit zu bringen, und mir freiwillig ein Leben zu nehmen, das man mir bereits abgesprochen hatte, und das mir nur zur Last seyn konnte; bald verfluchte ich wieder diesen

abscheulichen Gedanken, dachte auf Flucht, auf Rettung; und dieser glückliche Gedanke siegte auch am Ende. Ich hatte meine bürgerlichen Kleidungsstücke immer sorgfältig aufbewahrt; diese zog ich eilends an, und da meine Wohnung nur eine Treppe hoch war, so war mirs sehr leicht, meine Rettung durch das Fenster zu finden. Ich floh, floh drei Tage und Nächte, ohne etwas anders als die wilden Früchte der Bäume, die ich auf dem Wege antraf, und das Wasser der Flüsse, die ich durchwaden mußte, zu geniessen. Mein Weg gieng gerade nach meiner Geburtsstadt. Noch vor dem Eintritt in dieselbe begegnete mir ein Mann, den ich vormals bei meinen Eltern gesehen zu haben, mich erinnerte. Dieser gab mir die Nachricht — — Gott! ich kann ohne Erschütterung meiner ganzen Seele nicht daran denken. — — er gab mir die Nachricht, daß meine Eltern ihre einzige Tochter verlohren, und aus Gram, aus Herzeleid diese ihnen durch einen so unersetzlichen Verlust verhaßte Stadt vor

wenig Monaten verlassen hätten, ohne daß bisher ihr gegenwärtiger Aufenthalt hätte können entdeckt werden. Ich war wie rasend bei Vernehmung dieser Nachricht, lief was ich konnte, um den Platz meines ersten Verbrechens nicht zu erblicken, und hielt nicht eher an, als bis ich an den Ort kam, wo Sie mich trafen. Ich schämte mich des geringsten Standes nicht, weil mir die Ausschweifungen meines Lebens so viel Abscheu vor mir selbst einflößten; daß ich nichts niedrigers als mich selbst sah. Ein einziger Trost blieb mir in meinem Unglück noch übrig, daß ich nämlich im neunzehnten Jahre meines Alters so viel Muth hatte, mich dem Lasterleben zu entreissen, in welches ich mich so zeitig versenken ließ. Die Aufrichtigkeit meiner Reue wird mich vielleicht in den Augen der Welt entschuldigen; sie wird mir zuversichtlich die Gnade des Höchsten wieder verschaffen, weil er diese Aufrichtigkeit unmöglich verkennen kann. O welch einen warmen ewigen Dank wollt' ich dem Höchsten

zollen! wenn er mir die Gnade verlieh, daß ich meine Eltern wieder sehen, durch meine Thränen den Verdruß vertilgen könnte, den ich ihren grauen Haaren durch meinen Fehler verursacht habe. Vielleicht sind sie nicht mehr, diese so sehr von mir beleidigten Eltern! Ich war es, die ihnen Leben und Alter bitter machte, ich Unglückliche, die zum Lohne des Lebens, das sie mir gaben, sie in das Grab stürzte! —— ich war ihre Tochter, die sie so zärtlich liebten! — die sie für den einzigen Trost ihres Lebens, für die einzige Stütze ihres Alters hielten! — und ich, ich war es, die ihnen das Leben nahm, auf die grausamste Art nahm, weil ihr Tod der Tod des Grams, des grausamsten Grams war. —— Hier haben Sie mein Herr! die Geschichte meines Lebens. Urtheilen Sie nunmehr selbst, ob ich Ihrer Liebe, ob ich nicht Ihrer Verachtung würdig bin. Adelheit! erwiederte ich, schon vor der Erzählung Ihrer Geschichte liebte ich Sie, aber nur die Reize ihres Körpers erpreßten damals Liebe

in meinem Herzen; jetzt ist Hochachtung die Kette, die mich unwiderstehlich an Ihre so reizende Seele fesselt. Nie werd' ich aufhören, Sie zu schätzen, nie, Sie zu lieben. Was glaubst Du, Heinrich, was sie mir auf diese Versicherung antwortetete? Ich will für Ihr Glück sorgen, sagte sie: Liebe blendet Sie jetzt, aber es wird die Zeit kommen, wo Ihnen Vernunft die Augen öffnen wird; ich würde Unwahrheit reden, wenn ich läugnen wollte, daß auch ich Sie schätze, auch ich leider! Sie liebe — aber es kann nicht anders seyn — Sie verdienen glücklich zu seyn, und ich kann Sie nicht glücklich machen. Beruhigen Sie sich, mein Herr; es wird die Zeit kommen, wo Sie mir danken werden, daß ich sie damals auf den Weg der Vernunft zurückgeführt habe, wo Liebe, blinde, unüberlegte Liebe, Sie auf Abwege zu leiten gesucht hatte. — — Sie verließ mich, ohne meine Antwort abzuwarten. Ich wollte ihr folgen, aber ihre Rede war mir so unerwartet, ich war davon so betäubt,

daß ich lange Zeit ganz ohne Bewegung da stand, und mich ganz meinem Gefühle überließ. O Heinrich! nie haben mich Leidenschaften heftiger angegriffen als in diesem Augenblicke. Ich entschuldigte die unglückliche Adelheid; sie war ein trauriges Schlachtopfer des verführenden Lasters in den Jahren der Unerfahrenheit und Unschuld; ihre Rükkehr zur Tugend ist mehr als Adlerschwung für ein Mädchen, die noch im Frühlinge ihres Alters lebt, wo so wenige den Keim der Wollust zu ersticken wissen, den selbst der Weise nicht immer zu unterdrücken vermag. Dieser Schwung ist Heldenschwung; Gemächlichkeit zu verlassen, um sich zum niedrigsten, nothdürftigsten Stande freiwillig hinzuwerfen, schien mir der vollkommenste Sieg zu seyn, den noch jemals Tugend über Laster erfochten hat. Welche Bilder, Heinrich! für ein empfindsames, tugendliebendes Herz! Das meinige konnte wenigstens den entzükkenden Reizen dieser Bilder nicht widerstehen; ich liebte Adelheid beim ersten Anblick

blick, aber es war wilde Liebe, Liebe, die der weise Menschenfreund Krankheit, Unsinn nennt; ich schämte mich, da ich mich erinnerte, daß meine Seele einer solchen Liebe fähig war, ich fühlte, daß sie sich nach einer reinern Liebe sehnete, daß sie mit der Seele Adelheids sich auf ewig zu verbinden wünschte, und Du weißt, Heinrich, daß meine Entschlüsse sich immer nach den Wünschen meiner Seele richten. Adelheid muß meine Gemahlin seyn, das war der Entschluß, den ich faßte, und Du weißt auch, Heinrich, daß meine Entschlüsse unveränderlich sind. Hier hast Du den Brief, den ich sogleich nach diesem Entschlusse ihr schrieb: „Das Geständniß Ihrer Fehler und die Reue, die dieses Geständniß begleitete, hat mir die Augen geöfnet, die wirklich so, wie Sie, liebste Adelheid! richtig sagten, von der blinden Liebe zu sehr verblendet waren, als daß ich die einzige Lehrmeisterin ächter Liebe, die Vernunft nämlich, hätte sehen können. Auch ich muß ihnen meinen Fehler gestehen, aber

auch ich bereue meinen Fehler. Ich ließ mich von Ihren körperlichen Reizen so sehr verblenden, daß ich nichts als den Genuß dieser Reize zu erlangen begehrte, so wie es die wilde, blinde Liebe immer verlangt, weil sie zur Stimme der Vernunft taub ist, die ihre Wünsche auf entzückendere Reize zu richten pflegt. Nur Ihr Geständniß hat mir diese Reize entdeckt, und ich sehe nunmehr eine Seele, die der reinsten Liebe würdig ist. Ich kann Ihnen, liebste Adelheid! diese Liebe nicht versagen, es ist die Liebe eines tugendhaften Herzens, das nur durch die Verbindung mit einem ähnlichen Herzen glücklich seyn kann. Wollen Sie mich jemals glücklich wissen, so willigen Sie in diese Verbindung. Nur Adelheid kann meine Gemahlin seyn, weil nur Adelheid mich glücklich machen kann. Ihre Antwort wird mein ewiges Glück oder mein ewiges Unglück bestimmen.„ Lies nun auch ihre Antwort: „Ich schäme mich nicht, mein Herr! es Ihnen ganz offenherzig zu sagen, daß auch meine Seele

sich nach dieser Verbindung sehnt; denn meine Seele liebt Sie, und liebt Sie eben so rein als zärtlich; dieses Gefühl, das ich Ihren Verdiensten und der Güte Ihres Herzens nicht versagen kann, entreißt mir noch das einzige Glück, das ich in Ihrem Umgange zu erlangen hofte. Glückliche Gleichgültigkeit! sie verläßt mich gänzlich. Nur Freundschaft hätte die Thränen abtrocknen können, die ich meinen Fehlern schuldig bin, und Ihre Liebe will mir auch noch diesen einzigen Trost entreissen. Ich würde die grosse Zahl meiner Fehler vermehren, wenn ich die Hand des Würdigsten unter den Männern annehmen wollte, da ich die Hand des Unwürdigsten nicht einmal verdiene; nein, mein Herr, ich will Ihre Schwachheit nicht misbrauchen; ich will von diesem Orte entfliehen, um dem Fallstricke auszuweichen, den mir mein eigenes Herz zu werfen beginnt. Leben Sie wohl, tugendhafter Mann! ewige Freundschaft soll für Sie in meinem Herzen wohnen, aber ewiges Stillschweigen wird Ihnen auch

auf immer den Ort verhehlen, wohin mich mein Herz und meine Freundschaft für Sie führt.„ Kaum war ich mit der Lesung dieses Briefs zu Ende, als ich mich schon auf dem Wege zur Wohnung des Pächters befand, um Adelheids Flucht zu verhindern. Allein ich kam zu spät. Adelheid war fort; ich fand beim Eintritte alles in Thränen. Ich kann Dir, Freund Tanneberg! die Lobsprüche nicht beschreiben, mit denen man sie rühmte, noch den Schmerz dieser guten Leute, die ihren Verlust beweinten. Sie sagten mir, daß man sie mehrmals meinen Nahmen vor ihrer Abreise aussprechen gehört habe, daß sie bei ihrer Fortreise bitterlich geweint, daß sie Zeichen des tiefsten Schmerzens beim Abschiede gegeben habe. Ich war verwirrt, so verwirrt, daß ich mir gar nicht zu rathen wußte. Ich lief hin und her, suchte alle benachbarte Dörfer durch, Graf Adlersfeld, dem ich endlich das unglückliche Geheimniß meines Herzens entdeckte, that auf einer andern Seite das nämliche, und half

mir suchen; aber vergebens, so daß ich endlich alle Hofnung aufgab, und mich ganz meinem Gram, meinem Schmerz überließ, der noch keinen Trost annahm, weil das Vergnügen der reinen Liebe sich immer so tief dem tugendhaften Herzen einprägt, daß der darauf erfolgende Schmerz beinahe unauslöschlich ist. Ich ritt eines Tags ganz allein aus, um mein niedergeschlagenes Gemüth durch den Anblick der ländlichen Naturscenen aufzuheitern. Ganz in meine Gedanken vertieft, ließ ich dem Pferde den Zügel schiessen, welches mich in einen Wald brachte. Die finstre, einsame Stille dieses Orts, die so ganz auf die damalige Lage meines Herzens paßte, bewog mich, tiefer in den Wald zu dringen, bis mich endlich ganz unbemerkt die Nacht überfiel. Unbekannt mit den vielen sich einander durchkreuzenden Wegen irrte ich eine lange Weile herum, bis ich endlich von weitem ein Licht erblickte. Ich ritt gerade auf dieses Licht zu, und sah endlich vor mir eine elende Hütte. Furchtsam

näherte ich mich derselben und horchte eine Weile an den Fenstern, um aus dem Gespräche der Leute zu hören, ob ich mich ihnen anvertrauen könnte. Eine klägliche Stimme drang in mein Ohr; es war die Stimme einer sterbenden. Bald darauf schien es, als spräche man den Nahmen: Adelheid aus. Adelheid? dacht' ich; doch es giebt ja manche Weiber und Mädchen, die Adelheid heissen. Allein meine Neugierde ward doch durch diesen Nahmen gereizt. Ich schlich mich zur Thür und hörte, wie die schwache Stimme einer Sterbenden folgende Worte aussprach: Ach! das Leben ist mir zur Last — — ich sterbe ungern, weil ich euch vielleicht noch hätte nutzen können — verzeiht mir, liebe Eltern, ihr kennet den Urheber aller Drangsale, die wir hier erdulden müssen — vergesset meine Beleidigung — nur um Eine Gnade bitte ich euch, und diese ist, daß im Falle ich sterben sollte, ihr sogleich nach meinem Tode diesen Brief an einen gewissen Herrn Rudolph von Myrtenthal eigen-

händig abgeben möget, der nicht weit von hier auf seinem Landgute Sterowiz sich zur Sommerszeit aufzuhalten pflegt. Mein Nahme! rief ich aus, und öfnete die Thür. Welch ein Anblick für meine Seele! eine halbtodte Weibsperson, die auf einen Haufen von Eichenblättern lag, hielt ein Papier in der Hand; ihr hageres, blasses Gesicht, auf dem der Tod gemahlt war, verrieth doch immer noch Züge einer gewesenen Schönheit; ein weinender Greis, ein wie von Schmerzen ganz versteinertes altes Weib knieten ihr zur Seite; alle drei erschracken bey meinem Eintritt. Fürchtet euch nicht, schrie ich ihnen zu, ihr guten Leute! ich bin Myrtenthal, den Adelheid ihrer Zuschrift würdig findet. „Myrtenthal!„ schrie Adelheid, und fiel bei diesen Worten in Ohnmacht — Unsre Hülfe brachte sie wieder zu Sinnen. „Erbarmen Sie sich, bester Myrtenthal,„ waren ihre ersten Worte, „meiner armen Eltern, sie haben durch meinen Fall alles verlohren, die Schande meiner Entehrung hat sie aus ihrer vor-

maligen Wohnung verjagt. Myrtenthal! das Zutrauen zu Ihrer mir bekannten Tugendliebe — ich erkühnte mich in diesem Briefe — ich erkühnte mich, diese Tugendliebe für meine Eltern anzuflehen» — Nie war ich mehr gerührt, nie fühlt' ich die Macht der Liebe in süsserm Tugendgefühl. Was mein ist, Adelheid! rief ich aus, ist auch Dein und Deiner Eltern! Nur Hülfe! meine liebe Eltern! Hülfe! damit mir Adelheid nicht entrissen werde, damit ich nicht alles mit Adelheid verliere. Ich säumte keinen Augenblick; der alte Vater mußte mir den nächsten Weg in mein Dorf zeigen, ich hohlte sogleich meinen Arzt, und alles was zur schleunigen Hülfe meiner Adelheid erforderlich war, und geniesse nunmehr das Vergnügen, sie mit ihren Eltern schon seit acht Tagen ganz gesund auf meinem Schlosse zu bewirthen, dessen Besitzerin sie in kurzem seyn wird. Besitzerin sag' ich, lieber Tanneberg. Adelheid willigt seit gestern in mein Verlangen, alle Anstalten zur Hochzeit werden be-

reits getroffen, und es fehlt uns niemand zur Feier derselben, als mein Freund. Komm, lieber Heinrich! und nimm Antheil an dem Vergnügen meiner Seele; komm und huldige der Schönheit, dem Verdienste, der Tugend. Segnet mich Gott in meiner Ehe mit Kindern, so werden diese zwar unter ihren mütterlichen Ahnen keine Hochwohlgeborne, aber wohl rechtschafne, verdienstvolle Leute zählen. Ich bin gesonnen, meine künftige Lebenszeit nur auf meinem Landgute zu leben. Ich habe bisher für Andere gelebt, es ist Zeit, daß ich nun anfange, auf meine eigene Zufriedenheit und Glückseligkeit zu denken. Die unschuldigen Freuden des Landlebens werden mich von der Langeweile des Stadtlebens befreien, wo knechtische Gefälligkeit unter dem Deckmantel des Anstandes und der Höflichkeit nichts als Arglist und schwarze Herzen verbirgt. Meine Gemahlin, entfernt von der ansteckenden Seuche der Stadtmode, wird um so getreuer sich der Erfüllung ihrer Pflichten befleißigen, sie wird

als Gemahlin mich, als Mutter meine Kinder, als Frau meine Dienerschaft beglücken. Und doch — doch, lieber Tanneberg! ich muß es Dir gestehen, giebt es einige, obgleich sehr wenige Augenblicke, in welchen das Vorurtheil über die Stimme der Vernunft siegt. Was werden meine Onkels und Tanten in Prag, Wien und Brünn sagen? Was der Hof und der adeliche Pöbel überhaupt, der sein ganzes Verdienst darein setzt, hochgeborne, längstvermoderte Ahnen zu haben? Sie mögen sagen und schreien was sie immer wollen! Ich schäme mich meiner Wahl nicht, und nie werd' ich eine Handlung bereuen, die von meiner Vernunft und von meinem Herzen so klar und offenbar gebilligt wird. Wenn auch Du, Tanneberg! sie billigst, so wird die Mißbilligung der ganzen übrigen Welt auf mich nicht den geringsten Eindruck machen.

Heinrich von Tanneberg an Rudolph von Myrtenthal.

Verehliche Dich Rudolph! mit Adelheid, und mache, was jeder kluge, über die Denkungsart des grossen Haufens erhabene Mann an Deiner Stelle thun würde. Adelheids Reue macht sie Deines Verstandes, ihre Liebe Deines Herzens, beide Deiner Wahl würdig; brauchst Du wohl mehr zu Deiner Glückseligkeit? Du willst Deine Gemahlin und ihre Eltern in die unthätige Einsamkeit des Landlebens vergraben? Thue das, lieber Rudolph! nicht; diese Handlung wird alle Welt berechtigen zu sagen: daß Du Dich Deiner Wahl schämest. Komm vielmehr hieher nach Wien, biete hier dem Vorurtheile Troz, gieb hier die bewundernswerthen Eigenschaften Deiner Seele aller Welt zu erkennen, und überzeuge den schwachherzigen Hof- und Weltmann, daß Du die gewöhnlichen Thorheiten der Dummheit und des daraus entstehenden Hochmuths und Adelstolzes verachtest, und

daß Du Deinen Adel, Deinen über König- und Fürstengeburt erhabnen Adel nur in die Erhabenheit Deiner eigenen Seele setzest, daß Du, frei von erniedrigenden Vorurtheilen, zum Glück und Vergnügen des Lebens nicht einer betittelten, sondern einer schönen, tugendhaften Gemahlin vonnöthen hast. Komm, lieber Freund Rudolph! mit Deiner Gemahlin und ihren Eltern nach Wien. Es fällt Dir vielleicht jezt noch nicht ein, was Du dadurch für einen grossen Dienst der gesammten Menschheit, vorzüglich in unserm adelstolzen Deutschland leistest? Du stellest das Verdienst, das zum Schlachtopfer des Betrugs ward, in sein wahres, ihm gebührendes Licht; Du giebst einer durch den Sieg des Lasters erniedrigten Person ihre ursprüngliche Würde wieder, und, was das meiste ist, so führst Du manches junge Mädchen, das der erste Fehler vielleicht zur gänzlichen Verzweiflung der Möglichkeit einer Besserung, und dadurch vom Fehler zum Laster, von einem Laster zum Sturz in mehrere verleitet hat, auf

den Weg der Tugend zurück; giebst solchen jungen Personen Muth, und überzeugst sie durch deine Ehe mit der büßenden Adelheid, daß eine aufrichtige Reue, wenn auch nicht den Verlust der Unschuld, doch den Verlust der Tugend völlig wieder ersetzen kann. Eile daher, das Werk zu vollführen, das du bereits angefangen hast. Der Segen des Höchsten wartet Deiner, so wie der Beifall aller Menschenfreunde und Weltbürger.

Nachschrift. Deine Heurath fängt bereits hier an Lerm zu machen; nicht alle, die klug denken, haben den Muth, das, was sie denken, auch öffentlich zu sagen; wenigstens loben sie Deine Handlung nicht, die im Gegentheil von Unvernünftigen ganz laut getadelt wird. Komm hierher, und beschäme die ersten sowohl, als die zweiten. Es giebt indessen doch auch Leute, die öffentlich behaupten, daß Eine Adelheid mehr werth ist, als tausend von den Weibern, die man ehr-

lich nennt, und die völlig überzeugt sind, daß Adelheid Deines Beifalles werth ist. Lebe wohl! ich brenne vor Verlangen Dich zu umarmen, und mit Deiner würdigen Gemahlin bald bekannt zu seyn.

Ehr- und Geldsucht.

Ehrsucht, und ihre Schwester die Geldsucht, müde und satt des Hof- und Stadtlebens, das sie gewöhnlich führen, faßten eines Tages den Entschluß, sich aufs Land zu begeben, um zu sehen, ob sie unter den Landleuten auch so viele Thoren antreffen würden, als sie bei Höfen und in Städten kennen gelernt hatten; Thoren, die kein Bedenken tragen, für Ehrentittel und Reichthümer Ruhe, Gewissen, Glückseligkeit und Ewigkeit zu verkaufen.

Der erste Ort, wo sie auf ihrer Reise hinkamen, war die elende Hütte Lindors, dessen ganzes Vermögen in einer kleinen Heerde von Schaafen bestand, und dessen Hauptsorge sein täglicher Unterhalt war. Die Natur, die ihm das Ungefehr einer hohen Geburt versagt hatte, stattete ihn ihrer Gewohnheit nach desto reichlicher mit Geistesgaben aus. Lindor hatte einen offenen Kopf, gesunden Menschenverstand darinnen, und ein

edles, gefühlvolles Herz; arm war er, aber ein Freund der Unabhängigkeit, vergnügt in dem Besitz seiner Heerde, seiner Hütte, und — worin eigentlich das Hauptglück des Schäferlebens besteht — in der Gewißheit, von seiner zärtlichen Sylvie geliebt zu werden. Mit der ganzen übrigen Welt unbekannt, fühlte Lindor auch kein Verlangen, sie zu kennen. Es ist nur Ein Mittel, Weltkenntniß zu erlangen; und dieses Mittel ist zu bitter, als daß es ein Mensch mit gesunden Sinnen freiwillig ergreifen kann.

Die zwei reisenden Schwestern sahen und — beneideten sogleich den zwar armen, Geld- und Titellosen, aber vergnügten, glücklichen Lindor. „Es ist unerträglich, sagte Schwester Ehrsucht, ein Zeuge von Vergnügungsarten zu seyn, an welchen wir gar keinen Theil haben, und die der Sterbliche ganz ohne unsere Mitwürkung geniessen kann. Bei Höfen und in Städten stehen wir auf dem Hauptaltar, selbst Kaiser und Könige opfern uns,

und

und ein elender Schäfersmann will es wagen, unsre Gunst blos darum zu verachten, weil er ihren Werth nicht kennt? Nein Schwester! das wollen wir nicht zugeben. Lindor soll die Macht der zwei Hauptgöttinnen der Menschheit fühlen, soll erfahren, wie weit unsre Gewalt sich erstreckt. Komm! wir wollen sehen, wie fest seine Gemüthsruhe sey, wollen es versuchen, ob er nicht auch unser Sclave werde.„ Gesagt, gethan! Beide verwandeln sich in reisende Schäfer, sezzen sich zu Lindor, und fangen mit ihm ein Gespräch an, wodurch er ohnmerkbar auf die Beschreibung seines Elends, seiner Armuth gelangt.

„Wie bedaur ich dich, fängt nun Schwester Ehrsucht mit der ihr angebornen heuchlerischen Stimme an; du bist arm und einfältig. Hättest du weniger Talente, weniger Anlage zum großen, angesehenen Manne, so würd' ich dich weit weniger bedauren. Aber so viel Talente so tief vergraben zu sehen, — nein, Lindor! diese Selbst-

vergessenheit muß selbst die Götter zum Mitleid bewegen. Verlaß, ich beschwöre dich, diese entehrende Einsamkeit, die nur für nichtsbedeutende, zu höheren Beschäftigungen untaugliche Leute bestimmt ist. Man stirbt zweimal, wenn man ohne Ruhm stirbt. Du hast Talente, hast sie im Ueberflusse, laß sie glänzen. Ehre winkt dir zu, und Glück wartet deiner. Ich bin dir Bürge für den glücklichsten Erfolg. Wähle dir die Bahn, auf der du zu dem Tempel der Ehre gelangen willst. Sey Schriftsteller, Minister, General; in jedem Stande wirst du glücklich, dein Name unsterblich werden.»

Ein so seltsamer Auftritt versetzte den armen Lindor in nicht geringe Verlegenheit. Ganz unbekannt mit der Sprache des Betrugs, wähnte der Unerfahrne in diesen Worten nichts als Wahrheit. Er wankte eine Weile zwischen Ruhe und Ruhm, unschlüssig, ob er sich in der ersten noch ferner erhalten, oder sich mit Aufopferung derselben bloß dem zweiten widmen solle. Das zweite

erhielt endlich die Oberhand. Kaum merkten die beiden Schwestern den Entschluß, als Schwester Geldsucht das eine Weile unterbrochene Gespräch folgendermassen fortsezte.

„Armer Lindor! deine Armuth ist nicht so groß als deine Unwissenheit. Ich will dich lehren, worinn ächte Glückseligkeit bestehe. Du bist arm, und um deine Bedürfnisse zu bemänteln, nennest du sie Würkungen der Mäßigkeit. Thor! du täuschest dich geflissentlich, und bloß deine eigene Täuschungen machen dich unglücklich. Ein Mensch wie du, durch die vorzüglichsten Eigenschaften, mit welchen die Natur einen Menschen auszuzieren vermag, zu den erhabensten Ehrenstellen bestimmt; fähig ganze Staaten zu beherrschen, Armeen anzuführen, oder ganze Nationen und Völker aufzuklären, sie mit neuen Entdekungen, mit nüzlichen Anstalten zu beglücken, begnügt sich damit, daß er ein von der Sonne halb verbranntes Mädchen schmachtend ansieht, auf einer rauhtönenden Flöte spielt, oder seine Heerde schiert,

während daß andre Menschen im Ueberfluß und Wollust leben, alle Freuden der Welt geniessen, und in diesem Genusse glüklich sind. Willst du denn immer in deiner Hütte vergraben allen Ungemächlichkeiten ausgesezt bleiben, die untrennbare Gefährten der Armuth sind? Du kennst das Glük nicht, das die Großen der Erde geniessen. Sie bewohnen prachtvolle Palläste, nähren sich mit den schmakhaftesten Speisen und köstlichsten Getränken; aller Augen sind auf sie gerichtet, jedes Wort, jede ihrer nichtsbedeutendsten Handlungen findet eher schon allgemeinen Beifall, als sie noch verrichtet wird. Ohne Geld und Glück ist das menschliche Leben ein blosses Nichts, ein Gewebe von Elend, Bedürfnissen und Kummer. Tugend ist ein sinnloses Wort, eitler Dunst, eine traurige langweilige Beschäftigung. Geld — Geld ist das Hauptrad der Weltmaschine; bestrebe dich um Geld; hast du dieses, so kannst du alles übrige erlangen, was du nur willst. Ohne Geld bleiben Talente ver-

borgen, und Verdienste kommen in Vergessenheit.»

Das, was Schwester Geldsucht sprach, ist zu klar, zu allgemein bekannt, als daß es keinen, oder nur einen schwachen Eindruk auf Lindor hätte machen sollen. Er fühlte die Wahrheit dieser Gründe, und faßte einen ihnen angemessenen Entschluß. Die zwei Schwestern merkten den Eindruk, und verliessen ihn dem Scheine nach, um ihn um so getreuer auf dem Wege des Unglüks zu begleiten, den er anzutreten sich durch sie bewegen ließ.

Kaum sah sich Lindor von den zwei Fremdlingen verlassen, als er in die tiefste Schwermuth verfiel, die ihn dann erst verließ, als er den festen Entschluß faßte, dem schädlichen Rathe zu folgen, den er von diesen zwei Fremdlingen empfangen hatte. Seine Hütte schien ihm nun weit elender, als vormals zu seyn, sie ward ihm verhaßt, er verlor die Einfalt seiner Sitten, vergaß Sylvien und Heerde; Hütte, Sylvie, Heerde, und alles was um ihn

war, schien ihm unerträglich. Ehrsucht beseelte sein Herz, er hörte nichts als ihre Stimme. Vergebens sucht ihn sein Mädchen durch alles, was Zärtlichkeit zu ersinnen vermag, von seinem thörigten Vorhaben abwendig zu machen, vergebens stellt sie ihm die zahlreichen Gefahren vor, die seiner warten; nichts kann ihn aufhalten; von Ehre und Reichthum verblendet überläßt sich der Unglükliche dem Triebe seiner gereizten Leidenschaften, verläßt Ruhe und Glük, um sie mit Schein, mit Täuschung zu verwechseln.

Lindor war einige Augenblike unschlüßig, was er für einen Stand wählen solle. Schon oft sang er seiner Sylvie Lieder vor, die ihren Beifall erhalten hatten. Dichtkunst schien ihm der leichteste Weg zur Unsterblichkeit. — Er ließ einen Band Schäfergedichte drucken. Jedermann bewunderte sein Genie, sein feines Gefühl und dessen naifen Ausdruck. Der vormalige Hirt und nunmehrige Dichter Lindor ließ sich durch Lobsprüche verführen. Er glaubte nun würklich, nur er sey ein schö-

ner, grosser Geist, nur er allein verstehe die Kunst, Schäfergedichte zu machen, Wörter zu reimen, und mit Tändeleien ganze Bücher anzufüllen. Lindor that, was die meisten Dichter zu thun pflegen. Anfangs Dichter am Ende Recensenten. Er tadelte alles, was nicht aus seiner Feder kam, machte allen seinen Kollegen den Dichternamen streitig, und lobte nur sich. Lindor wußte noch nicht, was Satyre sey; er fühlte aber sehr bald ihre giftigen Pfeile. Verflucht sey der Gedanke! rief er nun aus, der mich in dieses Wespenneſt geführt hat, und verließ es mit eben so grosser Freude und Heftigkeit, als er den Weg dazu angetreten hatte.

Lindor befand sich nun einmal auf dem Kampfplaz, sah, daß die Feder allein ein sehr schwaches Vertheidigungsmittel wider Angriffe sey, die man sich auf der Streitbahn der Ehr- und Geldsucht gefallen lassen muß, und glaubte mit dem Degen in der Hand wohl mehr ausrichten zu können.

Es war eben Krieg, und der ehrsüchtige Lindor glaubte, daß er hier unmöglich den Weg verfehlen könne, der nebst Ruhm und Ehre auch Reichthum gewährt. Er trat daher in Kriegsdienste, zog zu Felde, zeichnete sich bey allen Vorfällen auf das Vortheilhafteste aus, und war immer der erste, sein Vaterland zu rächen, und seinem Monarchen Sieg zu erwerben; immer tapfer und herzhaft, immer Sieger und Held, immer der Letzte in Rücksicht auf das Ohngefähr der Geburt unter seines gleichen, aber immer auch unter ihnen an ächtem Werth persönlicher Verdienste der Erste. Allein eben diese Verdienste, durch die er sich Ehre und Reichthum zu erwerben glaubte, und die freilich auch allein auf beides den bestgegründeten Anspruch haben, waren die Triebkraft, die seinen Sturz beschleunigten. Der unerfahrne Lindor wußte noch nicht, daß bei Hof- und Kriegsdiensten zwischen Gunst und Verdienst eben der Unterschied sey, der bei den Theologen zwischen der wirksamen und hinreichenden Gnade ist; er wuß-

te noch nicht, daß derjenige, der Wohlgefallen daran findet, mehr Feinde als Freunde zu zählen, nichts weiter zu thun habe, als sich ächte Verdienste zu erwerben. Er fühlte diese Wahrheit zu spät, hatte sich bereits durch seine militärischen Verdienste eben so viel Feinde zugezogen, als er Vorgesetzte und Mitbrüder hatte. Man ersann tausend Kunstgriffe, ihm nach und nach die Lorbeeren zu entreissen, die bereits seine Thaten krönten. Man schrieb seine Herzhaftigkeit der Kleinmüthigkeit seiner Kameraden, seinen Patriotismus einem gewissen ruhestörenden Partheigeiste, seine Tapferkeit dem Uebermasse einer gefährlichen Hitze und der Wirkung einer kindischen Unüberlegtheit zu. Lindor hörete diese Urtheile, bekam einen Abscheu vor den Kriegsdiensten, und ward Staatsmann. Erfahrung hatte ihn nun bereits klüger gemacht, er frolokte insgeheim, endlich den kürzesten Weg zur Unsterblichkeit gefunden zu haben. Staatsminister war ein Wort, das er schon als Autor und als

Kriegsmann immer mit Ehrfurcht nennen hörte.

Lindor kam eben zu einer Zeit in das Kabinet, wo Staatsminister und Projektenmacher einerlei Sache war. Der damals regierende Fürst hatte von ohngefähr die Träume des frommen Abbés Saint-Pierre gelesen, und faßte den Entschluß, alle diese Träume zur Wirklichkeit zu bringen. Lindors offener Kopf war von selbst zur Projektenmacherey geneigt, und der Projektensüchtige Fürst, der von nichts als von Systemen sprach, und dessen Hauptsystem darinnen bestand, daß er gar keins hatte, glaubte nunmehr, an ihm seinen Mann gefunden zu haben; und irrte sich auch nicht. Lindor hatte in einer Nacht mehr geträumt, als der fromme Abbé in seinem ganzen Leben. Man nannte sein Ministerium das papierne, weil kein Tag ohne ein neues Patent verstrich, das aber auch nicht weiter als aufs Papier kam. Klagte der Fürst über Geldmangel, so gab Lindor sogleich Befehl Geld zu schla-

gen, ohne sich darum zu bekümmern, ob Gold und Silber im Lande sey, das man münzen könne. Klagte das Volk über Brodmangel, so ließ Lindor sogleich unfruchtbare Gegenden urbar machen, sie pflügen, besäen, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Saat jemals bis zum Brod gelange.

Lindor war erster Staatsminister, folglich gehörte auch Krieg und Friede in sein Departement. Sein Fürst hatte bereits während seiner ganzen Regierung immer Krieg geführt, ohne jemals eine Schlacht geliefert zu haben. Sein neuer Minister stärkte ihn ganz weislich in diesem Entschlusse, ließ die Armee bald gegen Osten, bald gegen Westen anrucken, und bequemte sich indessen zu den entehrendsten Erniedrigungen, um Friede zu erhalten. Und dieses glückliche Maneuvre machte den sonst kurzsichtigen Lindor würklich zum einsichtsvollen Minister. Alle Inn- und Ausländer bewunderten seinen scharfen Geist, seine so tiefdringende Staatsklugheit. Wenigstens hatte sich Lindor mit Rechte

rühmen können, daß er zwar seine eigne Ruhe verloren, aber doch ganz Europa dabey ruhig gelassen habe. Kurz: er hatte alle Ministertugenden, aber er hatte auch ihre gewöhnlichen Gebrechen und Fehler. Er wurde im Staatskabinette träg, furchtsam, argwöhnisch, streng, ganz berauscht von dem Umfange seiner Macht, in systematische Schimären wie eingehüllt; er sah, fragte um Rath, befolgte keinen, und that, was ihm gefiel; er war nunmehr nichts minder, als ein rechtschaffener Mann, der so redet wie er denkt, und so denkt wie er redet: der nichts verspricht, als was er halten kann, und würklich hält; der eben darum, weil er Macht und Gewalt hat, jedermann gefällig, herablassend begegnet, niemanden schadet, und einem jeden nach Möglichkeit zu nutzen sucht.

Minister Lindor hatte nebst den Tugenden und Fehlern auch das gewöhnliche Schicksal der meisten aus dieser Classe der Menschen. Der Fürst wurd' endlich seiner Projecte über-

drüßig, schrieb es der Unwissenheit, der Bestechung zu, was blos durch solche Zufälle verursacht wurde, die man mit aller Menschenkraft unmöglich vorhersehen konnte, und gab ihm plötzlich den Abschied. Dieser Abschied war mit derjenigen Ungnade begleitet, wodurch die meisten Fürsten ihren Kaprizen den Anstrich von Klugheit und Gerechtigkeit geben wollen; und der unschuldige Lindor mußte sich glücklich schätzen, daß diese Ungnade nicht weiter, als bis zur Landesverweisung ging.

Und nun erst fiel ihm die Binde von den Augen; nun fieng er erst wieder an, der Vernunft Gehör zu geben. „O wie beklagenswürdig ist der Mensch, rief er nun aus, der sich seinen bösen Leidenschaften überläßt, und taub gegen die Stimme der Vernunft ist! O wie vielen Leiden und Schmerzen setzt er sich geflissentlich aus! Der Lohn aller Weltfreuden ist nichts als Reue. Glücklich ist der, dem selbst der Name der Ehr- und Geldsucht, dieser zwei größten Tyranninnen der Welt

unbekannt ist; der sein Leben in einer zwar stillen doch thätigen Einsamkeit zubringt, und weit entfernt von Pracht und Schimmer sich nur um Gemüthsruhe bestrebt.»

Lindor kehrte nun mit Freuden in seine großväterliche Schaubhütte zurück, verwechselte Scharlach mit Lumpen, Feder und Degen mit Hirtenstab und Pflug; nahm seine vormahlige Braut Sylvie zum Weibe, die er noch immer so treu und zärtlich fand, wie er sie verlassen hatte; und bereuete seine Ausschweifungen, die auch sie ihm von Herzen vergab. Ihre Tage flossen, wie ein Silberbach, in ruhvoller süsser Einigkeit dahin. Glück, Unschuld, Zufriedenheit waren ihre einzigen Hausfreunde, die einzigen Begleiter ihres Lebens, die einzigen Beistände in der Stunde, die durch den Tod dieses glückliche Paar der Welt entriß.

Eleonora Christina Gräfin von Uhlefeld.

Sie war die Tochter Christians des IV. Königs von Dännemark, und des Fräuleins von Munk, die sich der König nach einigen ausser der Ehe mit ihr verlebten Jahren an die linke Hand hatte trauen lassen. Eleonore ward den 22ten Julii 1621. gebohren. Die vier ersten Jahre ihres Lebens brachte sie auf ihrem grosmütterlichen Gute Thünen zu. Ein halbes Jahr darauf kam sie an den Hof ihres Vaters. Da dieser aber in dem 30jährigen Kriege mit seinen Truppen nach Deutschland zog, ward sie nach Leuwarden in Frießland geschickt, wo damals Ernst Casimir von Nassau, vermählt mit der Nichte Christians, seinen Wohnsitz hatte. Der Aufenthalt an diesem Hofe war ihrer Bildung sehr zuträglich. Nebst allen weiblichen Geschicklichkeiten besaß sie Kenntnisse, wodurch sie sich vor allen ihres gleichen auszeichnete.

Schon in diesen ersten Jahren ihres Lebens trübte eine unglückliche Liebe die Tage ihres dortigen Aufenthalts. Prinz Moritz von Nassau, der zugleich mit ihr erzogen wurde, liebte sie, und ward von ihr wieder geliebt. Sie überliessen sich um so mehr ihren Empfindungen, je unschuldiger sie waren, und träumten im voraus von Glückseligkeiten, die ihrer warteten, und deren Herannäherung sie so sehnlich wünschten; allein sie ward krank, und ihre Krankheit war gefährlich. In diesem Zustande besuchte sie der Prinz, und die Theilnehmung gegen sie, mit der innersten Zärtlichkeit verknüpft erschütterte ihn dergestalt, daß er ebenfalls in eine Krankheit verfiel, und wenige Tage darauf in der Blüthe seiner Jahre starb. Eleonore, noch zu grössern Schicksalen bestimmt, genas, und trug Verlangen ihren Geliebten zu sehen. Sein Tod sollte ihr verborgen bleiben; aber die Unruhe ihres Herzens trieb sie umher, und führte sie in das Zimmer, wo die Leiche des Prinzen aufgestellet

gestellet war. Eine Ohnmacht war der Erfolg davon. Sie zerfloß in Thränen. Alles war ihr seit der Zeit verhaßt, was sie an den Tod ihres Geliebten erinnern konnte. Daher kams, daß sie nie den Rosmarin leiden konnte, weil der Leichnam des Prinzen damit bestreuet war.

Bald nach dem Tode des Prinzen versprach sie der König dem Grafen von Uhlefeld. Ohngeachtet dieser Verlobung, hielt Franz Albrecht, Herzog von Sachsen-Lauenburg um ihre Hand an. Der König hätte damals gerne sein Wort gebrochen, aber Eleonore schlug jeden andern Gemahl ausser Uhlefeld aus, dessen grossen Geist sie vielleicht schon damals kannte. Sie suchte in ihrem künftigen Gemahl nicht Afterglanz der Geburt, sondern ächte Vorzüge des Geistes und Herzens, und vermuthlich hatte der Graf hierinnen in Eleonorens Augen mehr Vorzüge, als der Fürstensohn. Aber die Standhaftigkeit ihrer Liebe erhielt auch jene Gegenliebe, die der kostbarste Lohn ächtliebender, edler

Seelen ist. Uhlefelds Gattin war bei allen Widerwärtigkeiten des Schicksals doch eine der glücklichsten Frauen in der Liebe ihres Gemahls.

Den Karakter dieses grossen und merkwürdigen Mannes, finden wir in der Geschichte aufgezeichnet. Ausgeziert mit den glänzendsten Eigenschaften, Schönheit, Gelehrsamkeit und Seelengrösse, übersahe er die kriechende Schaar der Höflinge, die ihn beneideten und natürlich haßten, weil er sie alle übersah. Die glänzende Hälfte seines Lebens verdient beneidet zu werden, aber die andere Hälfte ist so voll trauriger Schicksale, daß man seines vorigen Glanzes vergißt, und dem Unglücklichen auch dann noch gewiß eine Zähre schenken würde, wenn auch alle die Beschuldigungen gegründet wären, mit welchen er verschwärzt worden ist. Allein wer das Gift der Schlange kennt, die wir Hofkabale nennen, weiß zu gut, was man solchen Andichtungen für Glauben beimessen könne, die den Günstling fast immer

begleiten, so oft er die Gunst seines Fürsten verliert. Uhlefeld war einer der größten Staatsmänner, die Dännemark hervorgebracht hat; er war der treueste Diener seines gerechten Fürsten, der gefährlichste Feind seines ungerechten.

Eleonore ward in ihrem 15ten Jahre, den 9ten October 1636. seine Gattin, nachdem Uhlefeld zuvor zum Statthalter von Coppenhagen ernennet worden. Sie verlebten bis zum April des folgenden Jahres ihre glücklichsten Tage zu Moen, wo sie in dem Genuß wechselseitiger Zärtlichkeit, und in der Uebereinstimmung ihrer Herzen, das höchste Glück fanden, das Sterblichen ächte Liebe gewähren kann. Das Geräusch und die glänzenden, aber auch um so mehr quälenden Freuden des Hofes raubten ihnen nachher diese Glückseligkeit. Uhlefeld ward zum Reichsschatzmeister ernannt, und mußte nach Coppenhagen. Diese Zeit war es, welche Eleonora vorzüglich den Wissenschaften weih-

te; denn wenn Staatsgeschäfte ihr die Gesellschaft ihres Gatten raubten, so wandte sie ihre Zeit zur Erlernung der lateinischen, und andrer neüen Sprachen an. Sie machte sich damals als Schriftstellerin bekannt, und brachte es im lateinischen so weit, daß sie die Werke des Seneca, dessen Schreibart selbst Kennern zuweilen unverständlich wird, fertig weg las. In den ersten zehn Jahren ihrer Ehe ward sie Mutter von vier Söhnen, von welchen der letzte in Holland geboren wurde, indem sie ihren Gemahl als Königlichen Gesandten dahin begleitet hatte. Die Staaten von Holland hoben ihn aus der Taufe, und setzten ihm als Pathengeschenk ein jährliches Gehalt von tausend Pistolen aus.

So stralte die Sonne des Glückes mit immer schönern Farben unveränderlich dem Grafen von Uhlefeld bis nach dem Tode Christian des vierten 1648. Friedrich der dritte sein Nachfolger war ein Feind des ganzen Muntischen Geschlechts, und Uhlefeld konnte da-

her weder seine Gunst noch sein Zutrauen besitzen. Unter diesen Umständen suchten seine Feinde ihn zu stürzen. Auf ihr Anstiften beschuldigte ihn Dina Weinhofer, eine berüchtigte Frauensperson, des Verbrechens, daß er den König habe vergiften wollen. Allein der Anschlag schlug fehl; Uhlefeld rechtfertigte sich gegen ihre Anklagen, denen so sehr das Gepräge der Wahrheit fehlte, und erhielt völlige Genugthuung. Dina Weinhofer ward enthauptet, und Uhlefeld freigesprochen. Indessen hatten seine Feinde doch den Endzweck erreicht, ihn dem König immer mehr und mehr verdächtig zu machen.

Allein Uhlefeld, dessen Karakter zu groß war, länger an einem Hofe zu leben, wo er doch nun einmal im Verdachte stand, und wo er nicht eines Freundes sich freuen konnte, hielt es für besser, den Hof zu verlassen, setzte sich auf ein holländisches Schiff, und segelte nach Amsterdam. Ohnstreitig war dieser Schritt zu übereilt, und bestätigte die Anklagen seiner Feinde; allein wer Uhlefelds

Karakter aus der Geschichte kennt, wird ihn nicht verdammen, sondern vielmehr die Grösse seines Karakters hieraus ermessen, und den Mann bedauren, den seine eigenen Verdienste, und die verdiente Gunst seines Fürsten so hoch erhoben hatten, der aber auch durch Neid und Haß seiner Feinde, von der höchsten Stuffe seines Glanzes und seiner Hoheit so tief herabgestürzt worden ist. Der König ward durch seine Flucht äusserst aufgebracht, entsetzte ihn aller seiner Ehrenämter und entzog ihm durch Einziehung seiner Lehen, die er besaß, den beträchtlichsten Theil seiner Einkünfte.

Seit dieser Epoche war Uhlefelds und seiner Gattin Leben ein Gewebe von Unstätigkeit, Flucht und Gefahren. Sie zogen von einer Stadt zur andern, fanden nirgends Sicherheit ihrer Person, und Ruhe ihrer Seele. Von Holland, welche Republik damals mit Dännemark in gutem Vernehmen stand, floh er nach Lübeck, und als er hier das vorzüglichste Haupt seiner Ankläger fand,

nach Stockholm. Auf diesen Wanderungen begleitete ihn Eleonore beständig in männlicher Kleidung und bewafnet. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, gewährte Christine, Königin von Schweden, diesem irrenden Paare ihren Schutz zu Stockholm. Allein der Hof von Dännemark wußte es auch hier bald dahin zu bringen, daß Christine ihnen nicht lange darauf solchen versagen, und zu Wismar einen Aufenthalt anweisen mußte.

Aber so wie Eleonorens Geschichte abentheuerlich genug klingt, so mußte auch diese Reise sich durch etwas auszeichnen, was den Schein eines Romans auf der Stirne führt. Ihr Schiff, das durch ein Ungewitter nach Danzig verschlagen wurde, zwang sie, sich einige Zeit dort aufzuhalten. Hier flößte die Gräfin, als Mannsperson verkleidet, einem Frauenzimmer einen solchen Grad von Liebe ein, daß sie auf das heftigste in sie drang, ihre Wünsche nicht unerhört zu lassen, und die arme Gräfin dadurch in die

größte Verlegenheit gerieth, die noch dadurch vermehret wurde, daß sie und ihr Gemahl erkannt, und dem Stadtmagistrat von Danzig angegeben wurden. Zu ihrem Glücke erhielten sie Nachricht davon, verliessen sogleich die Stadt und eilten nach Stralsund. Hier nahm die Gräfin, um sich in Zukunft ähnlichen Verlegenheiten nicht auszusetzen, wieder die Kleidung ihres Geschlechts, aber nicht ihres Standes an, und gab sich für eine Dienstmagd des Grafen aus. Hier war es auch, wo sie endlich, nachdem das ungünstige Schicksal sie von einer Welle zur andern, von einer Klippe zur andern geschleudert hatte, einiger Sicherheit genossen.

Aber auch diese dauerte nicht lange; sie war nur eine kleine Ausruhung nach so manchen Schicksalen, um wieder Kräfte zu gewinnen, neue und unendlich grössere Leiden auszustehen.

In Schweden hatte sich die Lage der Sachen verändert, weil Christina ihrem Nachfolger Carl Gustav die Regierung übergab;

Dieser kriegerische Monarch, der nur nach Eroberungen trachtete, brach den Frieden mit Dännemark. Kaum hatte Uhlefeld dieses erfahren, so begab er sich nach Schweden, und ließ seine Gemahlin, unter dem Vorwande, ausstehende Schulden einzutreiben, nach Dännemark reisen. Dieser Schritt war so unbedachtsam, als seine erstere Flucht, und bestätigte die Anklage seiner Feinde, indem sie doch augenscheinlich seine Gesinnungen gegen sein Vaterland an den Tag legten. Allein gesetzt auch, Uhlefeld hätte dies auch für den einzigen Schritt gehalten, wieder zu seinem Vermögen und zu seiner vorigen Grösse zu gelangen, so konnte er sich doch wenig würkliche Liebe und Gewogenheit von einem Monarchen versprechen, der ihn nicht zurückrief, sondern dem er nur durch das Glück der Waffen, von einer andern Macht wieder aufgedrungen wurde. Die Gräfin kam auf ihrer Reise nur bis nach Jütland. Man beschuldigte sie den dasigen Adel gegen den König aufgewiegelt zu haben, und der Graf

von Güldenlöwe mußte ihr andeuten, sogleich die Staaten von Dännemark zu verlassen. Nach mancherley Gefahren und Schwierigkeiten, kam sie nach Pommern zurück. —

Der Friede zu Rothschild, welcher dem Kriege zwischen Schweden und Dännemark auf einige Zeit ein Ende machte, setzte den Grafen Uhlefeld wieder in Besitz aller seiner verlornen Güter, und verschafte ihm einen sichern Aufenthalt in den Dänischen Staaten. Allein auch hier lächelte ihm die Sonne des Glücks und der Ruhe nur auf kurze Zeit, um sich nachher in desto schwärzere Wolken zu verhüllen. Der Krieg entspann sich von neuem, und jetzt hatte Uhlefeld das Unglück, bei beiden Königen in Verdacht zu kommen. Es war nun einmal sein Schicksal, von einer Stuffe des Unglücks immer zu einer höhern überzugehen; denn er hatte noch lange nicht den höchsten Gipfel desselben erreicht. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob Uhlefeld würklich so hohe Plane hatte, als ihm deren die Geschichte aufbürdet; aber gesetzt

auch, es wäre würklich, so ist er doch warlich zu entschuldigen, oder um mich eines richtigern Ausdruckes zu bedienen, vielmehr zu beklagen. Wenn wir den Menschen betrachten, so finden wir, daß Ehrsucht eine seiner Hauptleidenschaften ist, zumal, wenn sie so häufig, und so stark angeflammt wird, als es bei Uhlefeld geschah. Er sah, wie er in einer kurzen Zeit von Ehrenstelle zu Ehrenstelle flog, er sah sich als der Gemahl einer königlichen Prinzeßin, als den Schwiegersohn eines Königs selbst, um nun auf einmal stille zu stehen, da er des Fliegens gewohnt war. Ein gestürzter Höfling sucht sich immer wieder empor zu schwingen, vornemlich, wenn er einen so feurigen, so unternehmenden Geist hat, als Uhlefeld ihn hatte; einen Geist, der verführt von dem täuschenden Glanz der Hofgrösse, es nicht einsieht, daß diese Sklavengrösse eben die größte Erniedrigung ächter Seelengrösse ist; ein Geist, der mir bei allen seinen Fähigkeiten und Eigenschaften doch der vorzüglichsten ent-

blößt zu seyn scheint, die darin besteht, Kronen und Scepter, und alles was in der Weltsprache hoch und groß und glänzend und angesehen heißt, in sich selbst zu finden.

Uhlefeld ward zu Malmoe auf Befehl Carl Gustavs in Verhaft genommen. Diese Gefangenschaft dauerte sehr lange, und überdem traf ihn noch das Unglück, daß er von einem Schlagflusse gerührt ward, welcher ihn völlig der Sprache beraubt hatte. Seine Feinde gaben ihm indessen schuld, daß dieses eine blosse Maske gewesen sey, um dadurch den Untersuchungen zu entgehen, die ihm bevorstanden, und von denen er einen fürchterlichen Erfolg zu erwarten gehabt hätte. Allein was würde ihm diese Verstellung geholfen haben? So gut man einen verstellten Stummen, von dessen Verstellung man überzeugt ist, dazu zwingen kann, sich des Gebrauchs seiner Sprache zu bedienen, um diejenigen Fragen zu beantworten, die man ihm vorlegt; eben so gut kann man einen würklich Stummen dazu zwingen, seine Antwor-

ten schriftlich aufzusetzen; und weiter konnte doch Uhlefeld durch seinen angeblichen Schlagfluß nichts ausrichten, als daß man ihn für würklich stumm gehalten, und zur schriftlichen Verantwortung gezogen hätte. Ueberdem ist ja auch der Schlagfluß, der ihn damals getroffen haben soll, nichts so sonderbares. Ein Mann, dessen Gesundheit durch so viele Strapazen, Schreck und Aerger nothwendig zerrüttet seyn mußte, kann ja wohl vom Schlage gerührt werden, ohne daß es einer Verstellung bedarf.

Acht Monate hatte er schon in diesem Gefängnisse zugebracht, als sich seine Gemahlin entschloß, vor die vom Könige niedergesetzte Commißion zu treten, und die Vertheidigerin ihres Gemahls zu werden. Ein gewisser französischer Schriftsteller legt ihr bey dieser Gelegenheit folgende Rede in den Mund:

„Meine Herren! Ich muß heute zur Rechtfertigung meines Gemahls, die Geschichte meiner ehemaligen Leiden erneuern, und der Verfolgungen Erwähnung thun, die

Sterbliche vielleicht nie in einem so hohen Grade als uns getroffen haben. Die grossen Eigenschaften meines Gemahls des Grafen von Uhlefeld, hatten ihm, wie sie wohl alle wissen werden, die Liebe und das ungetheilte Zutrauen, meines Vaters, Königs Christians IV. erworben. Der Wille meines Vaters war, daß ich ihn hochachten, und zuletzt für ihn, als meinen Gatten, auch die zärtlicheren Empfindungen der Liebe und ehlichen Wonne fühlen sollte. Der König beehrte ihn, nebst der Ehre sein Schwiegersohn zu heissen, mit der ersten Würde des Reichs nach der königlichen, mit der Würde eines Reichshofmeisters. Die Bescheidenheit, mit der mein Gemahl alle die Gunstbezeugungen des Königs genoß, vermogten doch nicht den Neid seiner Feinde zu entkräften. Das belohnte Verdienst war der Gegenstand ihrer Quaal, und diese zu verdrängen wandten sie alles an, was nur immer Bosheit und Verläumdung zu ersinnen fähig sind. Seine unschuldigsten Handlungen waren ihrem Ta-

del ausgesetzt, und seine glänzendsten Eigenschaften wurden angeschwärzt. Allein mein Vater war zu sehr von seiner Treue überzeugt, als daß sie einiges Mißtrauen in ihm hätten erwecken können, welches sie nachher meinem Bruder so schlau einzuflössen wußten.

Kaum hatte dieser Dännemarks Thron bestiegen, als unsere Feinde ihre Bemühungen mit bessern Erfolg erneuerten. Ohne zu wissen warum, verloren mein Gemahl und ich die Zuneigung und das Zutrauen des jungen Königs, meines Bruders. Die erdichtete Aussage einer übelberüchtigten und bestochenen Zeugin, als hätten Uhlefeld und ich einen Anschlag wider sein Leben gehabt, mußte herhalten, und man glaubte zuletzt gar, als hätten wir die ganze königliche Familie vergiften wollen, ob wir gleich einen Theil davon selbst ausmachten. Als aber mein Gemahl unsere völlige Unschuld darthat, und zugleich zeigte, wie vielen Antheil er an der Erhebung meines Bruders auf den Thron gehabt, und wie muthig er sich allen Par-

theien und Kabalen widersetzt habe, so sprach man uns frei, und unsere Anklägerin wurde öffentlich hingerichtet.„

Die Gräfin fährt darauf in der Beschreibung der nachherigen widrigen Schicksale ihres Gemahls fort, zeigt die gefährliche Lage, in die er sich jetzt zwischen den zwei Königen befinde, und sagt darauf:

„Welche anständigere Parthei konnte mein Gemahl wohl ergreifen, als eine ländliche Einsamkeit? Sie ist das Ziel seiner Wünsche, verknüpft mit der Wiederherstellung des Friedens.

Ob gleich die Stimme des Bluts und die Liebe des Vaterlandes in ihm für Dännemark spricht, so nöthigt ihn doch die Dankbarkeit für soviel genossene Wohlthaten, die Parthei seines Königs, und des Königs von Schweden nicht zu verlassen. Wohlthaten mit Großmuth erzeigt, und tiefes inniges Gefühl beim Empfang derselben, knüpften das Band einer innigen Freundschaft, welcher selbst die Verbindungen des

Bluts

Bluts nachstehen müssen. Dankbarkeit war immer die Lieblingstugend meines Gemahls; Verletzung derselben schien ihm ein Laster, das die Menschheit entehrt. Konnte solche Gesinnung wohl Aufwiegelung der Unterthanen eines Königs erzeugen, der sein Wohlthäter war, um Provinzen in Unruhe zu setzen, die sich unter dem mildthätigen Scepter ihres Monarchen so glücklich fühlen? — Kann mein Gemahl es wohl verhindern, daß der Adel Dännemarks, der einst in ihm sein Haupt sahe, ihn in seinem Unglück besucht, und über den so auffallenden Wechsel menschlicher Güter trösten will? Kann ihre Zuneigung der Beweis eines strafbaren Verständnisses, und einer geheimen Unterhandlung mit dem Könige von Dännemark seyn? Nein, meine Herren, ich bin überzeugt, daß giftige Verläumderzungen ihr Urtheil nicht bestimmen können, und sie ihm gerne den Wunsch, in der Einsamkeit zu bleiben erfüllen werden. Auch hoffe ich von der Gnade des Königs, und von ihrer Gerechtigkeit ein Urtheil, das

meinen Gemahl nicht allein in Freiheit, sondern auch in den Besitz seiner Güter setzen, und ihm die Grafschaft Sylvisburg wieder zusprechen wird. Ein Urtheil, das die ganze Welt überzeugen soll, daß Seine Majestät, der König von Schweden den Grafen Uhlefeld seiner Gewogenheit noch nicht für unwürdig hält. »

Während dieses Prozesses starb König Gustav Adolph von Schweden, und nicht allein der Reichsrath, sondern auch die verwittwete Königin Hedwig Eleonore sprachen den Grafen von Uhlefeld frei. Hanibal von Sehstedt sein Schwager und geheimer Feind erfuhr es früher, und versuchte daher den Grafen in eine neue Schlinge zu ziehen; und der teuflische Anschlag gelung. Unter der Larve der Freundschaft, schickte er zu Uhlefeld mit der Nachricht, es sey über ihn das Todesurtheil gesprochen, doch als Freund und Schwager wollte er ihm Gelegenheit verschaffen, sich durch List aus dem Gefängnisse zu retten. Uhlefeld ergrif sie natürlich mit

beiden Händen, und flüchtete schleunigst nach Coppenhagen. Hier ward er aufs neue gefangen genommen, und von da brachte man ihn sowohl als seine Gemahlin in ein Gefängniß auf der Insel Bornholm. Der verunglückte Versuch einer Flucht machte, daß man sie bald darauf trennte, und den Grafen in ein tiefes finsteres Gefängniß einsperrte. Dieser fürchterliche Zustand bewog ihn, an den König zu schreiben; er schilderte ihm seine schreckliche Lage mit den lebhaftesten Farben, und bat mit Thränen um Linderung seines Schicksals, und um seine Freiheit. Der König befahl darauf ihn nach Coppenhagen zurück zu führen, wo er unter der Bedingung, nie etwas gegen das königliche Haus zu unternehmen, und durch Unterschreibung einer sehr demüthigen Abbitte, in Freiheit kam. Auch Eleonore mußte dieses Papier unterzeichnen. Man ließ ihnen nichts als ihr Landgut Ellersburg und Fuhnen, wohin sie sich begeben mußten. Aller ihrer übrigen Ländereien und Besitzungen

wurden sie beraubt, sogar auch ihres Pallastes in Coppenhagen; so daß es nicht unwahrscheinlich ist, wenn einige Schriftsteller behaupten, daß die Grösse ihres Reichthums und Vermögens, an den Widerwärtigkeiten ihres Schicksals einigen Antheil gehabt habe; denn was erlaubt sich nicht aus Hab- und Rachsucht der Große?

Hätte Uhlefeld ein minder unruhiges Temperament gehabt, oder hätte er die Kunst verstanden, seinen unruhigen Geist selbst in dem Schoosse der tiefsten Einsamkeit reizende, die ganze Menschheit umfassende Geschäfte zu verschaffen, Geschäfte, die kein Höfling beneidet, weil er sie nicht verstehen kann; so hätte er in dieser ländlichen Einsamkeit vielleicht ruhiger als je leben können. Aber sein unternehmender Geist, dem ein so kleiner Kreis, in dem er seine Wirksamkeit zeigen konnte, nicht hinlänglich war; der des Glanzes noch nicht vergessen konnte, in welchem er vormals gelebt hatte; der doch vielleicht bei all seiner Seelengrösse gegen Ruhm und

Lob nicht ganz unempfindlich war; konnte natürlich wenig Geschmack an einer so einfachen Lebensart finden, und es ist sehr begreiflich, wenn er auf mehr Zerstreuung, und auf ein thätigeres Leben bedacht war. Er bat daher den König um die Erlaubniß, ins Achner Bad reisen zu dürfen, und erhielt auch solche auf anderthalb Jahre. Der 13te April 1662. war der Tag ihrer Abreise von Ellersburg. Zuerst gingen sie nach Amsterdam. Hier beschloß die Gräfin, während der Reise ihres Gemahls ins Bad, nach England zu gehen, um eine Geldsumme einzufordern, die ihr Gemahl ehedem dem König Karl II. geliehen hatte. Der Abschied, den sie hier von einander nahmen, war der letzte ihres Lebens. Mit der lebhaftesten Empfindung, und dem gerührtesten Herzen sagte der Graf zu ihr:

„Du hast mich geliebt, Eleonore, im Leben geliebt, Leiden mit mir geduldet, Widerwärtigkeiten mir erleichtert, und mich im größten Elend nimmer verlassen. Wir trennen uns jetzt mit bangem Herzen. Seyen

aber die Begebenheiten der Zukunft, welche sie wollen, so beschwör ich dich nur um die Fortsetzung deiner Treue und Liebe. Denke stets an den, der Regierer unserer Schicksale, und der Belohner keuscher Liebe ist.„

Sie erwiederte hierauf mit einer Antwort aus der Fülle ihres Herzens; berief sich auf die vorigen Handlungen ihres Lebens, auf ihre Augen voll Zähren, auf ihren stammelnden Mund, und auf ihr eheliches Versprechen, das ein so langer Umgang, und so mancher Widerstand gegen Verführung bewährt hätte.

Man nahm anfänglich die Gräfin in England sehr wohl auf; auch erhielt sie das Versprechen, man würde ihr die schuldige Summe nächstens auszahlen. Indessen aber bekam der dänische Hof Nachricht von ihrem Aufenthalt in England, und argwöhnte, daß die Reise dahin wohl andere und wichtigere Unterhandlungen betreffen mögte. Der dänische Gesandte zu London erhielt daher den Befehl, um ihre Gefangennehmung und die

Entziehung des königlichen Schutzes, bey Hofe anzuhalten. Der englische Hof erfüllte dies auf eine Art, die sonst dem Karakter dieser Nation nicht angemessen ist; allein die Gräfin, die dieses erfuhr, flüchtete schnell nach Dower. Doch ihr Schicksal wollte nicht, daß sie der härtesten Prüfung ihres Lebens entgehen sollte. Zu Dower ward sie von dem dortigen Gouverneur angehalten, und nun begann mit dem 9ten Julius 1663. jene langwierige, und vorzüglich durch die Trennung von ihrem Gemahl schmerzhafte Gefangenschaft von 23 vollen Jahren, die Eleonoren Christinen, Gräfin von Uhlefeld in die Klasse der größten nicht nur Frauen, sondern selbst der größten Männer versetzt.

Nach einem vergeblichen Versuch sich in Freiheit zu setzen, brachte man sie auf ein englisches Schiff, auf welchem sie nach Copenhagen geführt wurde. Kaum war sie dort angekommen, so bemächtigte man sich nicht nur ihrer Papiere, sondern auch des größten Theils ihrer Kostbarkeiten. Bei ih-

rer Einführung ins Gefängniß demüthigte man sie so tief, daß man auffallende Mittel ersann, sie den Augen des Volks, unter denen auch wohl mancher Große gewesen seyn mag, so lange als möglich bloß zu stellen.

Man verhörte sie hierauf zu wiederholten malen, um sie über die Absichten ihres Gemahls auszuforschen. Allein sie gestand nichts. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob sie in der That nichts wußte, oder was sie wußte, zu gestehen nicht für gut fand. Jedoch nahm die Härte, womit man ihr begegnete, zu. Man sperrte die unglückliche Gattin Uhlefelds in ein enges, finsteres, ungesundes Gemach ein. Keine Bequemlichkeit des Lebens konnte sie geniessen. Dürftigkeit, Langeweile, und immer wachsendes Sehnen nach ihrem Gemahl, waren ihre Begleiter. Nur ein schwacher Strahl der Sonne leuchtete in ihr unterirdisches Gemach, und oft setzte der Rauch des Ofens sie in Gefahr zu ersticken. Um der nagenden Langeweile zu entgehen (denn man hatte ihr alles ge-

nommen, was ihr Zerstreuung hätte machen können) trennte sie ihre seidenen Strümpfe auf, und webte geschickt sie mit kleinen Stäben wieder zusammen. Von dem Thon, den sie vom Ofen ablöste, verfertigte sie indeß einen künstlichen Becher, und grub mit der Nadel Verse in denselben. Mit Fleiß ließ sie solches ihrem Wächter sehen, der denn auch sogleich, wie ihr geheimer Wunsch es war, solches zum Könige trug. Der König las es, und fand eine Bitte um Erleichterung ihres Schicksals darauf eingegraben. Friedrich III. gewährte in etwas ihren Wunsch. Er gab ihr ein helleres Gemach, und befreiete sie der Gefahr zu ersticken.

So lebte sie bis zum Tode Friedrichs III. Sein Nachfolger räumte ihr ein bequemeres Gemach ein, und erlaubte ihr den Gebrauch der Bücher, Federn und des Papiers. In dieser Epoche ihres Lebens ward sie Schriftstellerin. Sie schrieb einige geistliche und weltliche Gedichte, und ausserdem noch ein Werk, welches den Titel: Schmuck der

Heldinnen, führt, welches aber niemals unter die Presse gekommen ist. Es enthielt die Schicksale und Begebenheiten vorzüglich berühmter Frauenzimmer.

Nach dem Tode ihrer Hauptfeindin der Wittwe Friederichs III. Sophiens Amaliens, machte Christian V. ihrer Gefangenschaft völlig ein Ende. Sie zog hierauf in die Wohnung ihrer Schwestertochter, der Fräulein von Lindenow. Ohnstreitig mehr Neugierde als Theilnehmung machte, daß man schaarenweise hinzulief. Greise führten ihre Enkel zu ihr, um ihnen eine Frau zu zeigen, die ohngeachtet der Hoheit ihrer Geburt, der Vorzüge ihres Geistes und Körpers, des Glanzes ihrer ehemaligen Hoheit, der Grösse ihres Vermögens, doch den bittersten Kelch des giftigsten Schicksales in so vollen Zügen hatte ausleeren müssen. Man sehnte sich die grauen Haare zu sehen, die einen so schweren Sieg über die Widerwärtigkeiten dieses Lebens erkämpft hatten. Allein dieses Zudringen der Neugierigen, das ohn-

streitig mit mancher Unannehmlichkeit ver-knüpft seyn mochte, bewog Eleonoren, Coppenhagen zu verlassen. Vielleicht mochte auch die Gesellschaft der Menschen wenig Reize mehr für sie gehabt haben, da sie 23 Jahre alles Umgangs völlig beraubt war. Sie gieng nach Marienbonn. Der König hatte sie auf Zeitlebens mit diesem Landgute belehnt. Es lag in der anmuthigsten Gegend der Provinz Laaland, und war ehedem ein Kloster gewesen. Hier lebte sie noch über 12 Jahre, zufrieden mit sich selbst und also auch glücklich, in der Gesellschaft ihrer ältesten Tochter. Sie genoß einen Gehalt von 1700 Rthlr. und krönte ihre Tage daselbst durch Ausübung guter Handlungen, half der leidenden Menschheit auf, tröstete die Unglücklichen, und nahm sich liebreich der Kranken und Bekümmerten an. Sie war eine Freundin der muntern Jugend ihres Dorfes, wohnte ihren ländlichen Spielen bei, freuete sich ihrer Unschuld, und prägte ihrem Herzen tiefe Lehren der Religion und Rechtschaffenheit ein.

In dieser Beschäftigung überraschte der Tod sie mit seinen wohlthätigen Schwingen, und sie vertauschte den 16ten März 1698. ihr jammervolles Leben mit der glücklichern Ewigkeit.

Clementia von Aubigny.

Wenn es auch nur unter gewissen Voraussetzungen wahr ist, was Kleist sagt: daß die Noth oft grosse Geister erzeuge; so ist es doch gewiß unwidersprechlich, daß gewisse Zeitpunkte, gewisse herrschende Gesinnungen einer Nation manches schlafende Talent begünstigen, manche Heldenseele aus ihrer Dunkelheit hervorziehen, in welcher sie vielleicht ohne die Dazwischenkunft solcher Ereignisse auf immer geblieben wäre. Dahin gehört denn auch vorzüglich jener Geist der Chevallerie, der bei vielen Grausamkeiten, deren Veranlassung er war, doch auch manchen Wachsthum verborgener Seelenanlagen beförderte, ja der seinen Einfluß sogar auf das weibliche Geschlecht äusserte.

Clementia von Aubigny, deren Geschichte ich beschreiben will, soll nicht allein obigen Grundsatz bestätigen, sondern auch jene widerlegen, die ein Vergnügen daran zu finden scheinen, das Weib unter seine Würde zu erniedrigen; es soll zugleich ein neuer Beitrag

zur Kenntniß weiblicher Anlagen seyn, die man oft vergebens bei Männern sucht.

Fanatismus und Geist der Ligue, hatten schon lange den größten Theil der französischen Nation unterjocht; hatten schon lange Heinrich dem IV. die rechtmäßigen Forderungen an Frankreichs Thron erschweret; hatten ihn schon längst genöthiget, sich durch die Waffen den Weg zu demselben zu bahnen, als sich unter seinen Anhängern Clementia von Aubigny besonders auszeichnete. Als die Wittwe des Lords Stuarts besaß sie Aubigny, dessen Vorfahr Johann Stuart von Schottland dasselbe von Carl IV. als Gnadenzeichen, nur mit dem Vorbehalt einiger Gerechtsame, geschenkt bekommen hatte. Clermont von Entragues, der Vater der Clementia, focht an Heinrichs Seite um den Lorbeer der Treue und des Heldenruhms. Clementia hatte einen Sohn, der würdig war, aus dem Hause der Stuarte entsprossen zu seyn; sie bildete ihn als einen getreuen Verfechter der Rechte des Vaterlandes. Ein

schöner, liebenswürdiger junger Mann, mit einem schlanken aber robusten Körper, mit einem Feuerauge, das ganz der Spiegel seiner schönen grossen Seele war. Durch Turnier und Waffenspiel machte er sich seiner grossen Bestimmung würdig, stählte sein Herz vor unzeitiger Güte und Nachgiebigkeit, aber die treueste Wachsamkeit über sich selbst konnte ihn doch nicht gegen den Zauber der Liebe unempfindlich machen; und er sahe sich bald genöthiget, sich dem herrschenden Geiste der Chevallerie, der vorzüglich mit darin bestand, eine Geliebte zu haben und sie zu beschützen, zu unterwerfen. Rosalie, die Tochter Claudius de la Chatre, Marschalls von Frankreich, war es, die sein Herz gewann, und man hat alles gesagt, wenn man sagt: sie war unter den damaligen Schönen das, was Graf von Aubigny unter den Rittern seiner Zeit war.

So heftig auch des Grafen Liebe war, und so sehr sie seine Mutter begünstigte; so konnte sie doch nicht jenen Trieb nach unbefriedig-

ter Ehre ersticken, daß sein Name noch nicht in der Liste der Helden glänze. Mit der Ungeduld eines Befehlshabers, der im Angesicht des Feindes steht, und nur auf den Wink seines Monarchen wartet, die Schlacht zu beginnen, erwartete er auch die Zurückkunft des alten D'Entragues, um sich von ihm zu den heiligen Pflichten eines Vertheidigers des Vaterlandes einweihen zu lassen. „Schimpf,„ sprach er oft zu sich selbst, „unauslöschlicher Schimpf ist es für mich, daß ich hier im Schoosse meiner Familie, in träger Ruhe lebe, unterdessen weit jüngere Ritter als ich mit den ältesten Helden meines Ranges um Ehre und Ruhm wetteifern.„

Eines Tages, da er eben mit solchen Empfindungen seine Mutter unterhielt, bekam diese einen Brief von ihrem Vater. Der Brief war zu Ivri geschrieben und sein Inhalt folgender:

Mit Freuden verkündige ich dir den herrlichen Sieg, den unser König erfochten hat. Lange war er aus unsern Augen verschwunden,

den,

den, als er endlich wieder, mit dem Blute seiner Feinde bedeckt, erschien, und seine Helden mit den unvergänglichen Denkmälern ihrer Tapferkeit um sich her sammlete. Ich habe eine tödtliche Wunde bekommen und nur noch wenig Minuten habe ich zu leben, doch sterbe ich auf dem Bette der Ehren, und der Beifall meines Königs, nebst dem Andenken an treugeleistete Pflicht wird mir die bittre Todesstunde süß machen. De la Chatre ist ein Untreuer geworden, und zur Ligue übergegangen. Wer ein Verräther an einem so guten König geworden, kann unmöglich ein treuer Freund seyn. — Hüte dich daher vor ihm, meine Tochter! Noch keiner aus Entragues Blut hat sich des Hochverraths schuldig gemacht; du mußt also jede Verbindung mit ihm aufheben, denn er ist unserer unwürdig. Noch zuletzt empfehl ich dir unsern Aubigny. Sag ihm, daß er ein treuer Unterthan seines rechtmäßigen Fürsten und ein würdiger Enkel sey des sterbenden

Clermont von Entragues.

Clementiens kindliche Wehmuth und Schmerz über den Verlust eines so guten Vaters hinderte sie nicht einen festen Entschluß zu fassen. Anhaltender Jammer artet nur gar zu leicht in Unthätigkeit und nachgiebige Schwäche aus, und um sich nicht von dieser unterjochen zu lassen, nahm sie geschwind die heldenmüthigsten Maaßregeln. Sie foderte den jungen Grafen zu sich. „Sohn sprach sie,„ D'Entragues ist nicht mehr, er ist den Heldentod bei Jvri gestorben. Der König verlohr an ihm einen seiner treuesten Unterthanen, und die Nation einen Held; wir — so sehr er das alles war — doch nur einen Vater. Dieser ist für uns auf immer dahin, aber die Pflicht befiehlt, daß der Nation der Held ersetzt werde. Sey du sein würdiger Nachfolger. Geh! mein theurer Sohn, ficht' unter Heinrichs Fahnen; laß deinen Muth die Stelle der Erfahrung vertreten. Dein Schmerz macht dich stumm. — Auf Sohn! sey ein Mann, zähle dich zu jenen Edeln, die den Tod fürs Vaterland rühm-

lich halten. Doch, bevor dich dasselbe zu diesem Range erheben kann, fordert es von dir ein Opfer. » —

Graf. O welches, meine Mutter! mit Freuden. —

Clementia. Sohn! du mußt Rosalien entsagen; auf ewig sie vergessen. —

„Mutter!„ rief D'Aubigny mit dem rührendsten Schmerz.

„Lies diesen Brief mein Sohn, er wird dich überzeugen; wird dirs zur Pflicht machen, dem Vaterlande deine Liebe aufzuopfern. » D'Aubigny nahm den Brief und von dem sichtbarsten Erstaunen und Verwunderung gieng er gleich zu jener edlen Hitze über, die so oft einzig und allein den grossen Mann entfaltet.

„Wie? de la Chatre ein Landesverräther, das Haupt der Rebellen? Er, der von fünf Monarchen, den Lorbeer der Treue erhielt? Nein! nein! — gewiß hat ein schändlicher Verräther seine Tugend gelästert; hat den König wider ihn einzunehmen gewußt. Aber

wie? Wenn er es wäre? Wenn der Marschall in einer nicht genug bewachten Stunde seine Pflicht vergessen hätte; sollte das meiner Liebe zu Rosalien.„ —

„Halt ein, unwürdiger Nachfolger deines braven Großvaters,„ unterbrach ihn Clementia, „du entehrst das Blut, von welchem du herstammest. Kannst du noch anstehen, deine Liebe dem Vaterlande aufzuopfern? Doch wähle, Sohn! Vaterland und Ehre auf der einen Seite; Liebe und Schande auf der andern„ — Kaum hatte sie diese Worte gesagt, als sie schnell das Zimmer verließ.

Da stand der junge Graf wie angedonnert. „Vaterland und Ehre auf der einen; Liebe und Schande auf der andern„ — diese Worte hatten seinem Herzen eine fürchterliche Wunde beigebracht. Mit wildem Blick und stummen Schmerz eilte er hastig das Zimmer auf und nieder, bis ihm der Schmerz die Sprache wieder gab: —

Mutter — Rosalie — Vaterland — Ehre — Schande — Liebe — o Gott!

schreckliche Worte — wäret ihr doch ein Phantom! eine Phantasie meiner zerrütteten Seele — aber dieser Brief — diese Hand eines sterbenden Greisen — ja Entragues! (schnell sich entschliessend) du willst es, wohlan, ich ehre deinen Willen, zerrissen sey das Band auf immer, das mich an Rosalien fesselte — O mein Herz!

Mit Sammlung und standhaftem Geist gieng er nun zu seiner Mutter. „Wohlan! meine Mutter," sprach er, „Sie sollen sich überzeugen, daß wenn ich ein fühlbares Herz für Rosalien hatte, ich es nicht minder für meinen König und für mein Vaterland habe: ich will Rosalien vergessen."

„So erkenn ich in dir meinen Sohn wieder," und Thränen der Freude flossen aus Clementiens Augen, „so bist du des Ruhmes eines Helden würdig, der den schwersten Kampf über sich selbst errungen hat. Geh hin mein Sohn! und werde der Erbe der Tugenden deiner Vorfahren, so wie du der Erbe ihres Namens bist. Ich selbst will Rosalien von

ihrem herben Schicksal benachrichtigen. » Und sie that es, und aus jedem Worte sprach der Schmerz über den Verlust einer so guten Tochter eines zum Rebellen gewordenen Vaters. Sie schloß ihren Brief mit diesen Worten: Verletzte Pflicht gegen den König und das Vaterland verbieten alle andere Verbindungen und heben sie auch auf. »

Rosalia wußte noch nichts von dem Schritte, welchen ihr Vater gethan hatte. Man kann sich ohngefähr den hohen Grad von Schmerz erklären, welcher sie bei Erhaltung dieses Briefes überfiel. Sie war beständig gewohnt gewesen, von ihrem Vater die vortheilhaftesten Lobsprüche zu hören, und jetzt wurde sie auf einmal aus dieser ihr so süssen Gewohnheit herausgerissen; zu verdenken war es ihr daher wohl nicht, wenn sie bei aller Stärke ihrer Liebe, die für sie nun ebenfalls dahin war, an der Aechtheit der Liebe ihres Verlobten zu zweifeln anfieng und indem sie den Vater rechtfertigte, den Liebhaber treulos schalt. Ganz von diesem Ge-

danken durchdrungen, schrieb sie an ihren Vater, schilderte D'Aubigny's Verfahren mit allen Farben gekränkter Liebe, und getäuschter Hoffnung, und bat ihn um fernere Verhaltungsregeln.

Die Antwort fiel so aus, als sie sich von einem unzufriedenen Unterthan erwarten ließ, und überzeugte Rosalien endlich von der Wahrheit dessen, was ihr Herz nie hatte glauben wollen, nämlich, daß ihr Vater ihre Verbindung mit dem Grafen D'Aubigny aus keiner andern Ursache gewünscht hatte, als um die Parthei der Ligue durch ihn und seine Vasallen zu vermehren.

„Verlaß den Ort, Tochter!" schrieb er ihr unter andern, „wo du beschimpft wurdest; bald werde ich diesen Schimpf durch die ausgesuchteste Rache ahnden. Deine Beschimpfer sollen es bald bereuen, daß sie einem Könige anhängen, den kein rechtschaffner Franzose dafür erkennt." —

Rosalia ließ ihren Schmerz über die Bestätigung einer Wahrheit, die sie bisher als

eine blosse Verläumdung ansahe, womit D'Aubigny sein Verfahren beschönigen wollte, in folgendem Briefe reden:

„Mein theurer Vater! Nein! selbst die Hand, die ich für die Ihrige erkenne, kann mir die Gewißheit kaum geben, Sie unter den Anhängern der Ligue zu finden; Sie, der Sie so oft das Glück hatten, mit Beweisen der Gnade Ihres Monarchen überhäuft zu werden; Sie, ein so feuriger Vertheidiger seiner Rechte. O mein Vater! verzeihen Sie es Ihrer Tochter, die sich so innig freute, einen Helden zum Vater zu haben, der fünf Monarchen den Eid der Treue hielt, wenn Sie sich um so heftiger betrübt, da Sie den sechsten und eben den würdigsten verlassen, und sich solchergestalt durch die Untreue gegen den Enkel das Verdienst der Treue selbst vernichten konnten, das seine fünf Vorfahren so reichlich belohnten. — Was konnte wohl den Gedanken in Ihnen hervorbringen, sich auf eine Seite zu schlagen, wo Ihre Tochter Sie — mitten unter rebellischen Unter-

thanen auffsuchen soll? Ich kann unmöglich Ihrem Befehle gehorchen, diesen Ort, und meine Tante zu verlassen; es wäre denn, daß ich die so frohe Nachricht erhielt: mein theurer Vater sey von seiner Verirrung zurücke gekehrt. O möchten Sie doch den so heissen Wunsch Ihrer Tochter erhören!

Rosalie.

Doch auch dieser Brief blieb ohne die gehofte Würkung. De la Chatre, ob gleich sein Plan durch den Rückgang der Heirath seiner Tochter mit dem Grafen D'Aubigny vereitelt war, gab ihm eine andere Wendung und schwur dem Hause D'Aubigny Rache. Er übte täglich seine Völker in den Waffen, und ohne sich das mindeste von seinem Vorhaben merken zu lassen, gab er bloß seinen vornehmsten Generalen die beschlossene Unternehmung auf, das Schloß Aubigny mit dem ganzen Kriegsheere anzugreifen, und ließ schnell das Signal zum Marsche geben.

Aber der Marschall versahe sich des Helden nicht, den Liebe zum Vaterlande und

dringende Noth ihm entgegen stellen würden. Clementien betrachtete er als ein Weib in der gewöhnlichen Bedeutung, und den jungen Grafen als einen unbärtigen Jüngling, der, wenns hoch käme, vielleicht nur tollkühn wäre, und den eine einzige Kanonenkugel, und der Anblik einer grossen Anzahl alter in Waffen grau gewordener Krieger in den Schooß seiner Mütter zurück treiben würden.

Clementia erhielt zeitig Nachricht von dem Vorhaben des de la Chatre, und kaum hatte sie dieselbe erhalten, als sie schon die Thore von Aubigny sperren, und der Bürgerschaft befehlen ließ, sich auf dem Markte zu versammeln. Am Ende des Marktes stand ein Tempel, und um denselben herum eine Stufenerhöhung mit hoher Wölbung. Hier erschien sie in Gesellschaft ihres Sohnes mit einem Panzer und Helm von geschliffenem hellpolirten Stahl, von welchem ein hoher Federbusch stolz herabsahe; in ihrer Hand hielt sie Schild und Lanze, und mit der Miene

des Muthes und der Unerschrockenheit, die die Wichtigkeit ihres Vortrages vermuthen ließ, und einem Blick voll Huld und Liebe erstieg sie die Staffeln des Tempels. Eine allgemeine Stille verbreitete sich über die Menge der Versammleten, und endlich begann sie folgende Rede:

„Die Wahrheit, geliebte Bürger, könnt Ihr wohl schwerlich zu einem andern Zeitpunkte besser darthun, daß eure Herzen unserm geliebten und grossen Heinrich IV. angehören, als eben jetzt, zu einer Zeit, wo das Ungeheuer, die Ligue, nach dem Blute von Frankreichs Bürgern geitzet, unterdessen, daß sein königliches Herz nichts als das Glück seiner Unterthanen will. Er kämpft nur um diesen Endzweck; und daher ist er uns mehr als König: er ist unser Vater. Der Verwüstung seines Vaterlandes in träger Unthätigkeit zuzusehen; sich auf die Seite derer zu schlagen, die ihm seine Krone nicht gönnen; wo ist unter uns ein wahrer Franzose, der seinen König liebt, und dem dieß

Staatl. Bibliothek Passau

nicht als das abscheulichste Verbrechen vorkäme? Nein, meine Bürger, ich habe zu viel Vertrauen zu Eurer Treue und zu der gerechten Sache unsers Königes, um nur einen Augenblick an Eurer Ergebenheit und an Eurem Gehorsam zu zweifeln. Dieser müsse Euren Arm stärken, um durch Einen Muth, Eine Tapferkeit, die Zahl der uns überlegenen Rebellen zu vermindern. Auf also, meine Bürger! laßt uns die Waffen ergreifen, und Gott wird mit uns seyn. Es ist besser mit Heinrich zu sterben, als für die Ligue zu leben.„ Jetzt schwieg sie.

Und ein lautes: Es lebe der König; es lebe Heinrich der IV. laßt uns für ihn fechten, laßt uns für ihn sterben! erscholl laut durch die ganze Versammlung, und alles ergrif die Waffen: Greise, Mütter, Jünglinge, Mädchen, einer stritt mit dem andern um den Vorzug fürs Vaterland zu fechten. Kurz, Clementiens Muth hatte sich übers ganze Volk ausgegossen.

Kaum war de la Chatre angerückt, als er schon einen Officier an Clementien mit dem Auftrag abschickte, die Stadt sogleich zu übergeben. Clementia war eben beschäftigt ihrem Sohne den Posten anzuweisen, welchen er vertheidigen sollte. Der Gesandte erhielt die Erlaubniß seinen Auftrag vorzutragen.

Nach einer langen mit unzählichen Schmeicheleien und Ueberredungskünsten gehaltenen Rede, worinnen er Clementien von dem Entzücken des Marschalls, in ihr so viel Heldenmuth als Klugheit vereiniget zu sehen; von der Unmöglichkeit den Ort lange gegen eine überlegene Anzahl versuchter Krieger zu vertheidigen; von der Rechtmäßigkeit der Ligue, Heinrich den IV. nicht als König zu erkennen, unterhielt, schloß er endlich dieselbe mit folgenden Worten: »Unterwerfen Sie sich daher Madame! und vertheidigen Sie nicht länger einen König, der Protestant — und vom Himmel verworfen ist, und über den der Statthalter Gottes längst das Urtheil gefället, und alle rechtschaffene Franzo-

sen von aller Treue und Gehorsam gegen ihn losgesprochen hät.»

Die Gelassenheit, mit welcher Clementia den Officier anhörte, ohne ihn im mindesten zu unterbrechen, ließ nicht lange zweifelhaft, daß ihr Entschluß schon lange vor der Aufforderung der Stadt gefaßt und unwiderruflich sey; und kaum hatte der Officier ausgeredet, als sie ihn schon mit diesen kurzen Worten abfertigte:

„Sagen Sie Ihrem Herrn. d'Entragues hätte sein Leben dem Könige bei Jvri geopfert; Aubigny sollte der Tochter und dem Enkel ein gleiches Ziel stecken.»

Mit Erstaunen über diese unerwartete Antwort wollte der Officier sich eben entfernen, als Rosalie erschien, die von der Ankunft und dem Auftrage desselben war benachrichtiget worden. D'Aubigny sah sie, und seine Wunde, die kaum verharscht war, blutete aufs neue. — Doch faßt' er sich als Mann, und ein Blick auf seine große Mutter, half ihm den Sieg über sich selbst erringen. —

Nach einer ehrerbietigen Verbeugung gegen Mutter und Sohn, wendete sich Rosalie zu dem Geschäftsträger: »ich hoffe mein Herr, war ihre Anrede, daß sie so viel Gefälligkeit für die Tochter desjenigen haben werden, dem Sie dienen, und ihm das, was ich Ihnen aufzutragen gedenke, getreulich hinterbringen werden. Sagen Sie meinem Vater, daß er mich selbst gelehrt habe, nur den für meinen König zu erkennen, den seine Geburt schon dazu bestimmt habe, und daß ich daher nicht gesonnen sey, jemals diese Lehre zu vergessen, noch ihr zuwider zu handeln. Und hier meine Erklärung, mein Herr! entsagt mein Vater nicht den Anhängern der Ligue, so glaubt sich seine Tochter verpflichtet, ihr Leben auf den Wällen von Aubigny bloß zu stellen, um die Bande des Blutes und der Natur zwischen mir und einen Vater vollends zu zerreissen, die er durch Meineid und Verrätherei schon selbst aufgelöset hat. —

Der Offficier war einer von jenen geschmeidigen Seelen, die mit List und Verschlagenheit sich jeder Denkungsart anpassen, so bald sich für ihr Interesse eine lockende Aussicht zeigt. Da er von der Liebe des Marschalls gegen seine Tochter überzeugt war, und wußte, daß eine reichliche Belohnung auf ihn wartete, wenn er sie ihm in seine Gewalt liefern könnte, zugleich aber einsahe, daß Gewalt an einem so wohl bewachten Orte ohne Würkung seyn würde, so ergrif er das einzige sichere Mittel, was er hier ergreifen konnte, schmiegte sich in Rosaliens Denkungsart, stellte sich als ob es ihm leid thäte, sich unter den Anhängern der Ligue zu befinden, schwur, daß er von jetzt an Niemand als Heinrich den IV. für seinen rechtmäßigen Herrn erkenne, doch setzte er hinzu, daß er für sich zu unvermögend sey, das Herz des Marschalls wieder zu seiner verlassenen Pflicht zurück zu rufen. „Könnt' er sie aber selbst hören„ schloß er, „würd' er Ihre Thränen sehen; o gnädiges Fräulein;

lein; Sie würden dem König einen getreuen Diener, und ein ganzes Heer geübter Krieger wieder zuführen.»

Wohl! mein Herr, erwiederte Rosalie, deren Herz auf der schwächsten Seite angegriffen war, ich folge Ihnen, um mich zu den Füßen eines Vaters zu werfen, der die Rechte seines Königes vergessen konnte. Vielleicht kann ich durch meine Thränen sein verirrtes Herz rühren, vielleicht meine Mitbürger von einer fürchterlichen Belagerung erretten. Und Sie (indem sie sich zu Clementien wendete) erkennen Sie endlich, wie sehr ich die Ehre zu schätzen gewußt hätte, Sie als Mutter zu lieben und zu verehren, und wie verhaßt mir alles ist, was Ligue heißt.»

Clementia umarmte sie, bat sie das zu vergessen und zu verzeihen, was geschehen sey, und empfahl ihr bloß das Wohl des Monarchen, und die Ehre der Nation.

De la Chatre versprach sich den glücklichsten Erfolg von seiner Gesandtschaft, und vermuthete nichts weniger als Widerstand.

Doch eben da er sich mit süssen Hofnungen unterhielt, erschien seine Tochter in Gesellschaft des Officiers vor ihm im Zelte.

Eine süsse Zufriedenheit mit sich selbst hatte alle traurige Merkzeichen einer verunglückten Liebe auf Rosaliens Gesicht in eine stille Gelassenheit verwandelt; eine gewisse Mischung von männlichem Muthe und weiblicher Sanftmuth machte den Zauber ihrer Reize unwiderstehlich. Kaum war sie in das Zelt getreten, als sie schon dem Marschall zu Füßen lag, seine Knie mit Wehmuth umfaßte, und unter einem Strom von Thränen, und mit schluchzender Stimme in folgende Worte ausbrach:

„O mein Vater! ist es möglich — daß Sie — den Ruhm ihrer Thaten — und ihrer vormaligen Treue gegen — Frankreichs Monarchen — der betrügerischen Ehre, ein Anhänger der Ligue zu seyn, aufopfern können? O heben Sie — doch — das Mißverständniß wieder, das Sie von dem besten Fürsten — trennte: Ihre Tochter, mein

Vater — fleht um Ihre Wiederkehr; ein schwaches — Mädchen bittet für — ihren Landesherrn. O — hören Sie die Stimme der Wahrheit — daß Gott einst Sie höre, und —

Doch der Marschall, der nur überrascht war, und nun während der Rede Rosalens Zeit genug hatte, sich zu sammeln, unterbrach sie mit drohender Miene und donnernder Stimme:

„Wie? auch Du hast Dich wider mich verschworen, kommst mir Vorwurf auf Vorwurf zu machen, und suchst deinen beleidigenden Brief zu rechtfertigen? Geh und bedenke, daß du ein Weib bist, denen die Natur Ohnmacht zum Erbtheil gab; ich bin dein Vater nicht mehr. Jetzt entferne dich ins nächste Zelt.“

Rosalie gehorchte. Nun verlangte der Marschall von dem Officier eine umständliche Erörterung von dem Erfolge seines Antrags. Mit Erstaunen hört er Clementiens Entschluß und ihre vortreflichen Anstalten zur Verthei-

digung der Stadt. „Nun wohlan, sagte er, sie will es so; vielleicht kann ich ihr den Tod gewähren, der ihr so reizend scheint.„ Und er gab die Ordre, der Stadt durch ein heftiges Kanonenfeuer ununterbrochen zuzusetzen, und den folgenden Tag alles zu einem Generalsturm bereit zu halten.

Kaum nahete dieser fürchterliche Tag seinem Ende, als die Stadt beinahe zusammen geschossen war. Doch je grösser die Gefahr ward, je grösser ward auch Clementiens Muth. Der fürchterliche Morgen nahete endlich nach einer aufmerksamen und unruhigen Nachtwache. Mit tiefem Stillschweigen nähert sich das feindliche Heer der Stadt, ohne sich von dem Feuer der Belagerten abschrecken zu lassen. Die Sturmleitern werden angelegt; doch die Heldin und ihre tapferen Krieger suchen unter der Blosstellung der schr‥klichsten Gefahr jedes Vorhaben der Feinde zu vereiteln. Aber was vermag eine Handvoll Bürger gegen zehntausend Krieger? In einem Augenblicke waren

die Mauren mit tausend Sturmleitern umrungen. Der Angrif war heftig, doch Clementiens weise und muthige Veranstaltungen erschwerten den Zugang zu den Mauren, und mancher Rebell fand hier seinen Tod.

Neben Clementien focht der junge D'Aubigny, angefeuert durch das Beyspiel seiner grossen Mutter, mit Wundern der Tapferkeit. An mehr denn zwanzig Orten hatte seine Rüstung die Merkzeichen der feindlichen Kugeln, und seinen Helm hatte ein fürchterlicher Säbelhieb gelößt. Da stand der Held Hieb- und Schußfrei; doch dies hinderte ihn nicht, die Gefahr da aufzusuchen, wo sie am größten war.

Sieben Stunden hatte der Kampf schon mit abwechselndem Glücke aber gleicher Tapferkeit gedauert, und fünfmal war der Wall von den Feinden erobert und wieder verlassen worden; als de la Chatre mit der völligen Wuth der Verzweiflung, trotz der unzählbaren Menge von Kugeln, in der einen Hand mit der Hauptfahne, in der andern mit dem

Degen sich der Mauer nähert, mit Schnelligkeit die Spitze der Leiter ersteigt, und so, allen Widerstand nicht achtend, indem er alles um sich her niederstößt, auf den Wall springt, da sein Panier hinpflanzt, und mit der heroischen Miene eines Eroberers ein lautes: Viktoria! so ausruft, daß es von der ganzen Armee nachgetönt wird. Schon waren die Belagerten in Begrif sich zurückzuziehen, indem sie der unerwartete Sieg betäubte; aber die sich immer gleiche Clementia hat auch hier Mittel, weis auch hier Rath, wo ihre erfahrensten Krieger verlegen sind, und mit einem mahl ruft sie ihren fliehenden Bürgern zu: Flieht nicht meine Bürger! Heinrich wird unser Erretter, schon seh ich sein Heer, schon den Staub seiner Völker, dort blitzen seine Waffen; o kehrt um, und der Sieg ist unser. —»

Und auf einmahl kehrt der Muth ihrer Unterthanen zurück. De la Chatre wird umringt; er fängt an zu weichen. Clementia mit der Wuth einer Löwin, der man ihre

Jungen rauben will, stürzt auf ihn ein, verwundet ihn tödtlich, erobert das aufgesteckte Panier, reißt es vom Wall, und so ruft sie Viktoria! und: es lebe Heinrich der IV. tönten die Krieger von Aubigny nach.

In wenig Augenblicken war der Wall von Feinden befreit; doch D'Aubigny voll von der Freude des Sieges und nach mehrerm Ruhm geizend, sammlet die auserlesensten seiner Krieger, jagt den Flüchtlingen nach und verfolgt sie bis an den Rand des Grabens, der das Lager der Feinde deckte. Ohne den Rath seiner grauen Krieger zu hören, stürzt er sich mitten unter die Feinde, und wird in einem Augenblicke umringt, seine Mannschaft darnieder gehauen, er entwafnet; und so seiner Freiheit beraubt, brachte man ihn in das Lager der Feinde.

De la Chatre war nicht lange vor der Gefangennehmung D'Aubignys in dem Lager angelangt. Auch unter seinen größten Schmerzen fragt er beständig nach dem Zustande der Seinigen. Rosalie half ihm eben seine Wun-

den verbinden, als man D'Aubigny unkenntlich von Blut und Staub, aber mit der Miene der Grösse und Erhabenheit in das Zelt des Marschalls führte. Nur sein Arm war gefesselt, aber sein heiteres Auge kündigte die Freiheit seiner Seele an.

Schrecklich war der Anblick Rosalien, als D'Aubigny hereintrat; auf dem Gesicht des Marschalls las man Hohn und Rachfreude. „Nün junger Mann„ redete er ihn an, „ists noch angenehm für den König zu sterben.„ So gewiß, erwiederte der Graf mit Würde, als ich Heinrich den IV. als meinen König verehre, und so unwidersprechlich alle diejenigen Rebellen sind, die der Ligue anhängen. Der Marschall durch diesen Trotz des Gefangenen bitter beleidiget, ertheilte den Befehl, ihn so genau als möglich zu bewachen, bis er über sein Schicksal entscheiden werde. Seinen Oberstallmeister Sericour sendete er den folgenden Morgen mit folgendem Brief an Clementien.

Graf von Aubigny ist mein Gefangener; ich werde ihn seiner Mutter nicht vorenthalten, so bald sie mir die Stadt wird übergeben haben. Ihren ferneren Widerstand aber wird sie mit dem Leben ihres Sohnes büssen.

Marschall de la Chatre.

Aber Clementia zeigt sich auch hier als eine Heldin, die Stärke der Seele genug hat, die Stimme der Natur da zu unterdrücken, wo ihr Gehör zu geben Verbrechen war. Ihre Bürger, die von dem Inhalt dieses Briefes benachrichtiget worden sind, versammeln sich vor dem Pallast, und verlangen die Uebergabe der Stadt, um den jungen D'Aubigny zu retten. Clementia hört das Getümmel, und mit dem Briefe in der Hand und in Gesellschaft des Sericour tritt sie auf einen Balcon. Kaum erblickt man sie, als sie alle noch einmahl rufen, die Stadt zu übergeben.

„Wie? meine edelmüthigen Bürger, erwiederte Clementia, nachdem sie Stille gewinkt hatte, wie? unser guter König sollte

ein Opfer für meine Familie werden? Behüte euch die Vorsicht vor solchem Meineide. Meinem Sohne gereicht seine Gefangenschaft zur Ehre; und soll er von den Händen seiner Feinde sterben; — wohl! es ist besser er sterbe, und Heinrich siege über seine Feinde. Auf also, meine Bürger, schwöret mir bei dem Wesen, das wir alle anbeten und verehren, bei der Vorsicht, die gute Könige an ungehorsamen Unterthanen rächet, schwöret mir, eher alles aufzuopfern, eher unter den Ruinen der Stadt euer Grab zu suchen, als Aubigny dem Feinde zu überliefern.» Sie schwieg hier.

Und ehe drei Augenblicke vergiengen, siegte die Macht ihrer heroischen Tugend über das ganze Volk, und es war Eine Stimme: Wir schwören Heinrich dem IV. ewige Treue, willige Aufopferung dessen was uns lieb ist.

Und kaum war dieser Schwur vollendet, als sich Clementia zum Sericour wendete und zu ihm sagte: Mein Herr, ich habe weiter keine Antwort auf den mir überbrach-

ten Brief, als das Schauspiel, wovon Sie jetzt Augenzeuge gewesen sind. Hinterbringen sie dies ihrem Herrn.

Sericour ging mit einem Herzen voll Liebe und neuer Treue gegen seinen König, und Ehrfurcht und Bewunderung gegen Clementien: und seine neuen Gesinnungen wurden bald die Gesinungen der Anhänger der Ligue.

Als er ankam, mahlte er mit den lebhaftesten Farben die rührende Scene, von welcher er Zeuge gewesen war, erhob die Grösse Clementiens, die Aufopferung ihres Sohnes dem Besten des Königes, die Liebe ihrer Unterthanen; kurz, er vergaß nichts um seinen neuen Gefühlen für Heinrich den IV. den Uebergang in die Herzen seiner Zuhörer zu erleichtern. Sericour lag zu den Füßen des Marschalls, als eben Rosalie erschien, und kaum erfuhr sie, wovon die Rede sey, als sie sich mit Sericour vereinigte, und mit aller ihrer Schönheit und mit dem Zauber ihrer ganzen liebenswürdigen Person neben ihm kniete, und so ihr schönes Auge, in Thrä-

nen zerfliessend, das Knie ihres Vaters umfassend, bittend zu ihm hinauf hob, daß alle Anwesende sich nicht länger enthielten zu sagen: Heinrich sey unser König, unser Vater wieder; Heinrich ist es würdig zu seyn.

Wer vermag den Kampf zu schildern, der in des Marschalls Herzen entstand! Stolz, Großmuth, Ehrgeitz, Gerechtigkeit, Liebe gegen seine Tochter, Furcht, falsche Scham — tausenderlei quälende Empfindungen bestürmten seine Seele, und er war unfähig, einen Entschluß zu fassen.

Aber was dies alles nicht vermochte, vermochte eine Nachricht, die ihm einer seiner Officiere brachte: der König sey nähmlich im Anzuge, mit einer Armee von funfzehntausend Mann. Auf einmal weiß nun der Marschall sich zu bestimmen. Die Nähe der Gefahr und die Gährung, die Sericour in den Herzen der vornehmsten Anhänger der Ligue erregt hatte, lassen ihn nun nicht lange mehr zweifelhaft, zu welcher Seite er sich zu schlagen habe. »Wohlan! ruft er, d'Aubigny

sey frei, und schnell giebt er Befehl, man solle den Grafen zu ihm hereinführen.

Der Graf kommt und vermuthet nichts anders, als die Ankündigung seines Todes. Allein wie erstaunt er, als ihn der Marschall umarmt, ihm seine Gesinnungen gegen den König zu erkennen giebt, und ihm den Auftrag ertheilt, dem König von seiner und seiner Armee Unterwerfung die erste Nachricht zu überbringen. Mit Pfeilschnelligkeit fliegt d'Aubigny auf sein Pferd, um recht bald den Mann zu sehen, dessen Gerechtsamen er Liebe und Leben aufzuopfern bereit gewesen war.

Nach einigen Stunden Reitens sieht er endlich vom Gipfel eines Berges die Armee des Königes sich nähern. Ein Officier von der Armee erkennt ihn, und laut ruft er dem Könige zu. „Sire, der brave d'Aubigny kommt zu uns.„ Nun spornt der Graf sein Pferd mit Ungeduld und sein Herz schlägt heftiger.

Als er noch funfzig Schritte vom König entfernt war, stieg d'Aubigny vom Pferde, und der König that kurz darauf ein Gleiches. Der König eilt auf ihn zu und umarmt ihn, und d'Aubigny umfaßte mit Ehrfurcht des Königes Knie. „Sire, sagt er, schon ehe ich das Glück hatte, Sie zu sehen, war ich stolz darauf Ihnen all.s aufzuopfern, — und jetzt, da ich sie sehe, finde ich nichts, das Ihrer würdig wäre." Alle Helden seines Heeres versammelten sich nun um den jungen Helden, und ein alter grauer Befehlshaber sagte zum Könige: „Sire, dieser junge Krieger wird uns noch alle übertreffen."

Jetzt erst konnte d'Aubigny dem Könige die glückliche Lage der Sachen und die Umänderung und Rückkehr des de la Chatre hinterbringen, und mit gen Himmel gehobenem Blick rief der König: „O Vorsicht! Du hast mir einen neuen Beweis deiner Gnade gegeben; ich danke dir dafür, denn du hast es nicht länger wollen zulassen, daß ich wider Willen das Blut meines Volks vergies-

se." — "Und Sie mein Sohn, (sich zum Grafen wendend) wie werde ich Ihnen und Ihrer grossenMutter für Ihre Treue lohnen?" — Dann wandte er sich zu seinem Heere: Auf! meine braven Kammeraden, lasset uns zu unsern Freunden stossen, die schon längst unser warten.

Clementia war indessen schon von der Lage der Sachen, und von der Loslassung ihres Sohnes durch Sericour benachrichtiget worden, und schon machte sie Anstalten, den König zu empfangen.

Der Marschall, der des Königs Armee ankommen sahe, hatte indessen Befehl gegeben, daß sich seine Truppen in der Mitte in zwei Colonnen theilen, das Gewehr strecken, auf die Knie fallen, und mit entblößtem Haupte stillschweigend auf den Zuruf der königlichen Gnade warten sollen. "Es ist billig," sagte der Marschall, "daß wir uns vor unserm König demüthigen, da wir uns an ihm vergangen haben."

Die Armee des Königes rückt näher an.

Ein tiefes Stillschweigen ruhete auf der weiten schönen Ebene, und es muß ein rührender Anblick für den König gewesen seyn, seine Feinde in einer so Gnade flehenden Stellung vor sich zu sehen. Doch ein edles Herz erhebt sich nicht über seinen Feind, wenn es auch die Macht dazu in Händen hat. Heinrichs Thränen flossen reichlich, und von weitem schrie er ihnen schon zu: „Steht auf meine Kinder; euer Vater verzeiht euch.“ De la Chatre hub er selbst auf, reichte ihm die Hand und sagte: „lassen Sie uns wieder Freunde seyn; — ich will alles — nur Ihre Reue nicht vergessen; Ihrem Gouvernement leg' ich das Orleanische zu, und nun lassen Sie uns nach Aubigny eilen.“

Kaum sahe Clementia diesen rührenden Auftritt, als sie ihre Bürger forderte, um in ihrer Gesellschaft dem Könige entgegen zu gehen. Doch kaum öfnet sich das Thor, als Heinrich schon sich ihr darstellt. Clementia fällt ihm zu Füssen, und überreicht dem Könige die Schlüssel der Stadt. „Stehen

hen Sie auf, Madame,„ sagte der König, indem er sie aufhub, „ich weiß keine Belohnung, die eine Treue wie die Ihrige zu vergelten im Stande wäre. Nehmen Sie indes, als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit, hier dieses Kreuz und dieses Ordensband, (indem er dasselbe von sich abnahm und es ihr umhieng) und zugleich die unumschränkte Herrschaft über einen Ort, den Sie so ehrenvoll vertheidiget haben. Und Sie, theurer Sohn einer so edeln Mutter, (indem er den Grafen umarmte), bauen Sie auf meine Erkenntlichkeit; ich will von nun an Ihr Vater seyn. Ihre Liebe zu Rosalien ist mir bekannt; der Marschall wird mir die Bitte um seine Einwilligung nicht versagen; die Ausstattung beider übernehm ich selbst. Und hier nahm er Rosaliens Hand, die gegenwärtig war, legte sie in d'Aubignys Hand, gab ihnen seinen Segen, und beide Häuser wetteiferten nun mit einander um die Treue und Ergebenheit gegen einen so liebenswürdigen Fürsten, als Heinrich der IV. war.

Ariston.

Dront, entblößt von dem väterlichen Reichthum, den er durch Schiffbruch und andere Zufälle verloren hatte, suchte Trost bei seiner Tugend in der Insel Delos. Hier sang er die Wunder des Gottes der Insel; hier bewarb er sich um die Gunst der Musen, und erhielt sie. Wißbegierig forschte er nach den Geheimnissen der Natur, sann dem Laufe der Sterne und des Himmels, der Ordnung der Elemente, dem Weltgebäude nach, untersuchte die Kräfte der Pflanzen und den Bau der Thiere; besonders aber richtete er sein Augenmerk auf sich selbst, durchforschte sein Inneres, und suchte seine Seele mit der Tugend zu schmücken. So erhob ihn das Glück, welches ihn zu erniedrigen schien, zur wahren Ehre: zur Ehre der Weisheit.

Indem er so ohne Glücksgüter glücklich in dieser Einsamkeit lebte, entdeckte er eines Tages an dem Gestade des Meeres einen ehrwürdigen ihm unbekannten Greis, der eben

an der Insel gelandet hatte. Der Greis betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit die häufigen Wunderdinge dieser herrlichen Insel. Er sah, wie die kleinen mit immerwährenden Grün bedeckten Hügel sich über Sandbänke und Felsen heben, wie strömende Bäche und Flüsse die duftende Flur der Ebenen befeuchten, sah die heiligen Haine, mit welchen der Tempel des Gottes umgeben war, erstaunte über die Pracht seiner Wände, die parischer Marmor und Jaspis überzog. Oront sah ihm mit Bewunderung zu. Der silbergraue Bart des Greisen hing bis auf die Brust; in seinem obgleich runzlichten Antlitz saß Anmuth und Würde, eine reizende Lebhaftigkeit stralte noch aus seinen Augen; lang und mager war seine Leibesgestalt, gebückt vom Alter; und ein Stab von Elfenbein unterstützte seinen Gang. Was suchst du, ehrlicher Alter, in dieser Insel, redete Oront zu ihm, du scheinest hier fremde zu seyn; doch wenn du den Tempel des Gottes suchest, so siehst du ihn dort, und ich bin bereit, dich dahin

zu begleiten, denn Jupiter hat mich gelehrt, daß man die Fremden ehren müsse?

Mit sichtbarer Freud' und Erkenntlichkeit erwiederte der Alte: ich nehme es an, dein freundliches Erbieten, der Himmel belohne dir deine Liebe gegen mich; komm laß uns zu dem Tempel gehen! Auf diesem Wege nach dem Tempel erzählte der Greis dem Oront die Veranlassung seiner Reise. Mein Name sagte er, ist Ariston, und mein Vaterland ist Klazomene in Jonien. Es liegt an einer anmuthsvollen Küste, die sich in die See erstreckt, und das Ansehen hat, als ob sie mit der Insel Chios (Homers glücklichem Vaterlande) zusammen hienge. Meine Aeltern waren arm, aber edel; mein Vater, Namens Polystrat, hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft, hatte nicht Muth genug, mich zu ernähren, und lies mich durch einen seiner Freunde von Teos aussetzen. Eine alte Weibsperson, Erythrea mit Namen, nahm mich auf, und erzog mich mit Geissenmilch; da sie sich aber selbst in kümmerlichen Um-

ständen befand, so verkaufte sie mich, da ich kaum aufgehört hatte, ein Kind zu seyn, an einen Sclavenhändler. Dieser führte mich nach Lyzien und verhandelte mich zu Patara an einen Mann Namens Alzin, der reich und tugendhaft war. Dieser Mann war mir mehr als Vater; der meinige hatte mich verstossen; dieses Mannes Sclave war ich, aber ich war sein Sohn. — Meine Gelehrigkeit, Mäßigkeit und Aufrichtigkeit sammt meiner Wißbegierde bewogen ihn, mich denjenigen Künsten zu widmen, die Apollo begünstigt. Ich erhielt Unterricht in der Musik, in den Leibesübungen, und besonders in der Wundarzneikunst. Hier erwarb ich mir bald einen Namen, und Dank seys dem Apollo! daß er mich in die dazu gehörigen wunderbaren Geheimnisse einweihete.

Alzin sah die Früchte der für mich gehabten Sorgfalt, und seine Liebe gegen mich war ganz die Liebe eines zärtlichen, treuen Vaters gegen einen einzigen vielversprechenden Sohn. Er gab mir die Freiheit, und sen-

dete mich zu Polykrat, dem Tirann von Samos, der mitten unter dem angenehmen Lächeln des Glücks beständig dessen Unbeständigkeit fürchtete. Er liebte das Leben, und immer mit der Besorgniß, es zu verlieren, umgeben, traf er überall Vorkehrung, und hatte deswegen beständig die berühmtesten Aerzte an seiner Seite.

Polykrat war froh, daß ich mich bei ihm aufhalten wollte; und um meine Pflicht und die Sorgfalt für ihn anzufeuern, belastete er mich mit Ehrenstellen und Reichthümern. Lange wohnte ich in Samos, aber nie nahm meine Verwunderung ab, da ich täglich sah, wie das Glück sich gleichsam ein Vergnügen zu machen schien, alle seine höchsten Wünsche zu erfüllen. Das schwerste Geschäft durfte er nur unternehmen, und es gelang ihm. Seine Reichthümer vermehrten sich täglich; alle seine Feinde lagen tief gebückt zu seinen Füssen. Seine Gesundheit ward blühender mit dem Wachsthum seiner Jahre. Vierzig Jahre war er der ausgezeichnetste Günstling

des Glücks, und vielleicht der einzige, der je gelebt hat. Eine solche Reihe glücklicher Jahre und Tage, und was noch mehr war, er als das einzige bewundrungswürdige Beispiel unter allen Sterblichen, nebst der durch die allgemeine Erfahrung bestätigten Wahrheit von der über lang oder kurz gewiß erfolgenden Untreue des Glücks, machten mich um ihn besorgt; denn ich liebte ihn aufrichtig, und ich konnte mich nicht entbrechen, ihm meine Furcht zu erkennen zu geben. Er erkannte meine Aufrichtigkeit und meine Liebe zu ihm, denn ob er gleich durch Wollüste weichlich und durch seine Grösse stolz geworden war, so hatte er doch Gefühl für Treue, Ehrfurcht für die Götter, und widmete manche Stunde dem Gedanken an die Unbeständigkeit menschlicher Dinge. Gerührt durch die Besorgniß, die ich für ihn hatte, entschloß er sich, durch einen willkührlichen Verlust dem Laufe seines Glücks ein Ende zu machen. „Ich bin überzeugt, sagte er zu mir, daß es noch keinen Sterblichen gab,

welcher nicht einmal in seinem Leben die Tücke des Glücks fühlen mußte. Je mehr mich das Glück jetzt begünstiget, desto mehr steht mir ein trauriger Wechsel bevor. Ich will sehen, ob ich diesem durch einen eigenen Verlust vorbeugen kann.» Mit diesen Worten nahm er einen Ring von sehr grossen Werthe vom Finger, und warf ihn von einem sehr hohen Thurme in das Meer. Aber war denn das Unglück, da er es selbst wählte? Konnte dies wohl selbst eine Aufopferung genennet werden, da er zu reich war, um diesen Verlust zu fühlen?

Polykrat sah es nicht ein, daß, indem er den Ring dem Glücke opferte, dadurch doch keinesweges das Rad dieser Göttin in seinem Laufe gehemmet werden konnte. Die Folge bewieß dies; denn eben da Polykrat diesen Ring in das Meer warf, verschlang ihn ein Fisch. Dieser Fisch wurde gefangen, nach dem Pallast des Polykrat gebracht, und indem man ihn für seine Tafel zubereitete, fand man den Ring in seinem Eingeweide, und stellte

ihn dem Tirannen wieder zu. Polykrat erstaunte über die Hartnäckigkeit des Glücks; aber es war auch das letzte Lächeln desselben.

Persiens König Darius unterjochte alle die griechischen Pflanzstädte an Asiens Küsten und die benachbarten Inseln des ägeischen Meeres. Samos wurde also auch ein Opfer der Eroberungssucht der Perser, Polykrat überwunden, und auf Befehl des persischen Feldherrn Orantes an einen dazu aufgerichteten Galgen gehenkt. Polykrat bewieß durch sein Beispiel, daß das Glück dann um so tückischer ist, je heiterer es uns eine Zeitlang anlächelt.

Meine Rechtschaffenheit, die ich bisher gegen den Polykrat ausgeübt hatte, erwarb mir nebst meiner Geschicklichkeit in der Heilkunde die Gunst meiner Ueberwinder. Andere die das Vertrauen und das Ansehen ihres vorigen Herrn gemisbraucht hatten, wurden gestraft; nur ich, der ich niemals einen Menschen beleidigte, sondern allen ohne Unterschied Gutes erwies, wurde geschonet, und

man begegnete mir mit Ehrerbietung. Ich ward geliebt, und besaß dies Glück unbeneidet; denn niemals duldete ich Härte, Stolz, Geiz oder Ungerechtigkeit in meinem Herzen.

Noch einige Jahre führte ich zu Samos ein angenehmes Leben, aber endlich erwachte die Liebe zu meinem Vaterlande in all' ihrer Stärke. Meine Jugendjahre waren mir immer noch theuer, und ein zärtliches Sehnen nach meinem Wohlthäter, dem Stifter meines ganzen Glücks, verleidete mir den längern Aufenthalt zu Samos. Aber er war schon todt dieser rechtschaffene Mann, war, nachdem er zuvor all' sein Vermögen verloren, mitten unter den größten Widerwärtigkeiten des Alters und der Armuth, aber mit standhaften Muthe gestorben. Ich konnte weiter nichts thun, als dem Schicksale seiner Kinder nachforschen, und Blumen und Thränen des Dankes auf seine Asche streuen.

Lange suchte ich vergeblich nach seinen Hinterbliebenen. Endlich erfuhr ich, daß Orchiloch, der einzige Sohn meines erblaßten

Wohlthäters, den Gedanken nicht habe ertragen können, in seinem Vaterlande arm und niedrig zu leben, da sein Vater in so grossem Ansehen gestanden; er habe sich daher in ein fremdes Schiff eingeschifft, um in einer einsamen Insel ein verborgenes Leben zu führen. Zu dieser Erzählung setzte man noch hinzu: Orchiloch habe kurz darauf bey dem Eilande Karpathus Schiffbruch gelitten, mithin sey von den Nachkommen meines Wohlthäters niemand mehr beim Leben. Um aber doch sein Andenken so viel als möglich unverletzt zu erhalten, entschloß ich mich, seine ehemalige Wohnung zu kaufen, samt den von ihm besessenen um die Wohnung herumliegenden Feldern. O wie freute ich mich, die Fluren wieder zu betreten, wo Alzin oft wandelte, wo er mir Lehren der Weisheit und Tugend gab; meine Phantasie setzte mich ganz in die Jahre meiner Jugend zurück.

Kaum hatte ich dieses Gut erkauft, so ward ich gezwungen, eine Reise nach Klazomenen (meinem eigentlichen Valerlande) zu

thun. Meine Aeltern waren beide verstorben, und um ihre Verlassenschaft lebten meine Brüder im Streit. Ich wollte ihre Denkungsart noch näher prüfen, gieng in der Kleidung eines Bettlers in ihre Wohnung, und zeigte ihnen die Merkmale, mit welchen man Kinder, die ausgesetzt werden, zu bezeichnen pflegt. Ihr Erstaunen war um so grösser, da sie durch mich die Anzahl der Erben vermehrt sahen, welche die kleine Verlassenschaft unter sich theilen sollten. Sie faßten sich aber kurz, wollten mir mein Geburtsrecht streitig machen, und erkannten mich nicht für ihren Bruder Doch ich bewies mein Recht aus klaren Gründen, und billig hätten sie sollen von der Verlassenschaft unseres Vaters ganz ausgeschlossen werden, wenn ich eben so eigennützig als sie gewesen wäre. Wir giengen also in gleiche Theilung, da sie aber über ihren Streit schon in Schulden gerathen waren, so kaufte ich die ganze väterliche Verlassenschaft an mich, welches kaum hinreichend war, ihre Schulden zu

tilgen, und sie mußten nun zu ihrer eigenen Bestrafung sehen, daß ihr ganzes Erbgut in die Hände dessen kam, welchem sie nichts davon gönnen wollten.

Nach und nach ließ ich ihnen dann wissen, daß ich eben der Ariston sey, der unter dem Polykrat von Samos reich und berühmt sey geworden; daß ich nie verheirathet gewesen sey, und also keine Kinder habe, die mich beerben könnten. Nun fiengen sie an, ihr hartes Verfahren gegen mich zu bereuen, aber da ihre Reue nicht ächter Art war, so hätte sie keinen sonderlichen Eindruck auf mich gemacht, wenn ich nicht, von ihrer kläglichen Armuth, in die sie gerathen waren, gerührt, beschlossen hätte, ihnen ihre Fehler zu verzeihen, und in die Wohlthaten, die ich ihnen vergönnen wollte, meine einzige Rache zu setzen. Ich vergab ihnen, nahm sie in mein Haus auf, gab ihnen Capitalien, und schlug ihnen vor, einen Handel anzulegen. Ich versöhnte sie unter einander; sie lebten nun friedlich, und ich war als der

allgemeine Vater dieser verschiedenen Familie anzusehen. Durch ihre Eintracht und Fleiß geriethen sie bald zu dem Besitz grosser Güter.

Unterdessen näherte sich mir mit raschen Schritten das Alter (schon hat es, wie du siehst, mein Haar gebleicht, und auf meinem Angesicht Furchen gezogen) es erinnerte mich, daß ich eine so vollkommene Glückseligkeit nicht mehr lange geniessen werde. Mein Geburtsort hatte lange die Reize nicht für mich, als Lyzien; daher eilte ich, um diesen meinen Lieblingssitz wieder zu erreichen.

Auf meiner Reise dahin traf ich einen Kaufmann einer der Cykladischen Inseln an, der mich versicherte, daß auf Delos noch ein Sohn des Orchiloch lebe, welcher in die Fußstapfen seines weisen und tugendhaften Großvaters getreten sey. Ich änderte hierauf meinen Entschluß, nach Lyzien zu gehen, und bin hieher geeilt, um den zu suchen, dessen Großvater ich mein Alles zu danken habe. Ich kann nicht lange mehr aushalten, die Parzen werden bald meinen Lebens-

faden abschneiden; aber ich werde vergnügt sterben, wenn ich meine Dankbarkeit, die auch nach meinem Tode nicht verlöschen wird, werde zur Thätigkeit gebracht haben. O, (sich zu Oront wendend) theurer Freund! sprich: kennst du ihn? weißt du seinen Aufenthalt, so führe mich zu ihm. Die Götter mögen dir deine Treue vergelten, daß deine Kindeskinder bis auf das fünfte Geschlecht auf deinen Knien hüpfen mögen! Unter diesem Ausbruch der innigsten Rührung des Herzens konnte sich Oront der Thränen nicht mehr enthalten. Freude und Betrübniß mischten sich wechselsweise bald in die Thränen, bald in die Rührung des Herzens, und halb ohnmächtig schlang er seine Arme um den Nacken des alten Mannes, und kaum vermocht er folgende Worte herauszupressen:

Ich bin, o mein Vater, derjenige, den du suchst. Du suchest hier Oronten, den Enkel deines Freundes Alzins, und was ich jetzt gehöret habe, läßt mich nicht zweifeln, daß dich die Götter hierher gesendet haben,

um mich in meinem Elende zu unterstützen; denn die vom Erdboden verdrängte Dankbarkeit scheint allein in deiner Brust ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Nur dunkle Begriffe habe ich von deiner Person und dem was mein Großvater an dir gethan hat, gehabt; allein du hast mir jetzt ein volles Licht angezündet, und ich bewundre die Vorsicht und ihre Wege, die die Tage meiner Jugend bitter machte, um mir vielleicht ein desto angenehmeres Alter zu schenken.

Eben waren sie an den Tempel gekommen, und er schlug dem Ariston vor, dem Gotte ein Opfer zu bringen, der sie so unvermuthet zusammen geführet hatte. Sie opferten ihm zwei Schaafe, weisser den Schnee, und einen Stier, der das Zeichen des zunehmenden Mondes auf seiner Stirn zwischen den beiden Hörnern hatte. Nach Beendigung des Opfers führte Oront den Alten in seine Wohnung, und erzeigte ihm eben die Liebe und Ehrerbietung, als er dem Alzin selbst würde erzeigt haben.

Den

Den folgenden Tag traten sie ihre Reise an, um nach Lyzien zu reisen. Ariston führte den Oront in eine fruchtbare Gegend an den Ufern eines Flusses, in dessen Mitte sich oft der von der Jagd kommende mit Staub bedeckte Apollo badete, und seine flachsfarbigen Haarlocken wusch. Rings um die Ufer des Flusses war ein immerwährender Frühling, und die ganze von den Ufern zu übersehende Fläche war mit einer vergoldeten Erndte bedeckt. Hier freute sich die ganze Natur ihrer Schöpfung, und jeder befiederte Bewohner der Gegend besang den Gewinn seines Daseyns.

Weiter hinauf kamen sie an ein ungekünsteltes gemeines Haus, an welchem doch Ordnung und Simmetrie hervor schimmerten. Nicht Marmor, Gold, Silber noch Elfenbein, weder Purpur noch Seide zierten sein Inneres; und doch war in demselben Bequemlichkeit ohne Ueberfluß, und Ordnung ohne Pracht. Eine frische Quelle sprang mitten im Hofe in eine kleine Wasserleitung,

welche mit einer grünen Bezäunung umgeben war. Der Garten war nicht groß, aber angenehm und nützlich. Auf beiden Seiten des Gartens schlossen sich zwei Haine an, deren Bäume beinahe mit ihrer allgemeinen Mutter von gleichem Alter waren. — Endlich kam man in einen grossen Saal, wo sie sich mit Speisen der ungekünstelten Natur, von keines vergiftenden Koches Hand entweihet, erquickten. Honig und Milch, und Obst und Wein rauschte aus grossen Gefässen in wohlgeschnitzte Becher.

Als Ariston so seinen Gast bewirthete, und ihn mit dem ausgezeichnetsten Diensteifer bediente, konnte Oront seine Verwunderung nicht länger bergen. Ich, der ich Gast bin, der von dir Wohlthaten erhält, kann es nicht länger gleichgültig ansehen, daß du mir in allem zuvorkommst, dein Hausrecht vergißt, und nur allein auf mich denkst. „ Kümmre dich darum nicht, theurer Enkel meines besten Freundes, erwiederte Ariston. Ich seh in dir meinen ehmaligen Herrn, dem

ich so viele Jahre an eben dieser Tafel aufwartete. Erlaube mir dich zu bedienen, und laß mich an diesem Orte mir meinen vorigen Sklavenstand wieder zurück rufen, der für mich eine Quelle von tausend Glückszufällen war. Alle diese Oerter sind mir zu theuer, als daß ich sie durch irgend eine Herrschaft entehren sollte; ich bin zufrieden, daß ich dich in den Besitz eines Ortes gebracht habe, der dir gehört. Dein sey der friedliche Genuß desselben. Lebe glücklich, aber sey wachsam, und verschaffe dir durch Vorsichtigkeit ein stilleres Ende, als das seine war.

Zugleich übertrug er ihm dieses Gut durch eine Geschenksverschreibung mit allen durch die Gesetze bestimmten Feierlichkeiten, und erklärte sich zur Enterbung seiner eigenen Erben, wenn sie jemals so undankbar seyn, und diese Schenkungen dem Enkel Alzins, seines Wohlthäters, streitig machen würden. Hierbei ließ ers aber noch nicht bewenden, er versah das Haus mit allem, was dazu

gehörte, mit neuem Geräthe, welches ungekünstelt, aber nett und bequem war. Seine Scheuern füllte er mit den reichen Geschenken der Ceres, und die Keller mit den besten Weinen aus Chios. Parmenische Weine, Honig von Hymettus und Hybla, Oele aus Attika, so süß wie der Honig selbst, Felle der feinsten Wolle, weiß wie der fallende Schnee, die der reiche Raub der zarten Schaafe war, die auf den Arkadischen Gebürgen und den reichen Weiden Siciliens grasen. Zu diesem allen fügte er noch funfzig attische Talente, und für seine eigenen Verwandten behielt er die Güter, die er in der Nachbarschaft von Smyrna, Halbinsel Klazomene, Lebedos und Kolophon besaß, und die von sehr grossem Werthe waren.

Nachdem diese Schenkung in Richtigkeit gebracht war, trat er am Bord seines Schiffes seine Rückreise nach Jonien an. Oront begleitete ihn mit weinenden Augen in das Schiff, nannte ihn jetzt seinen Vater, und drückte ihn mit Inbrunst in seine Arme. Ari-

ston langte durch eine glückliche Reise bald in seiner Heimath an. Er eröfnete hier seinen Verwandten seine letzte Willensmeinung, und fügte die Drohung hinzu, daß wenn sich einer von ihnen dieser gemachten Schenkung widersetzte, er sein ganzes Vermögen an die Armen in Jonien vermachen wolle.

Hier lebte nun der Alte in Frieden mit sich und seinen Brüdern, und mit dem unschätzbaren Gute eines guten Gewissens. Alle Jahre that er eine Reise nach Lyzien, um Oront zu besuchen, und auf Alzins Grabe zu opfern, welches er mit verschiedenen Auszierungen der Bau- und Bildhauerkunst bereicherte. In dem Frühlinge jedes Jahres richtete Oront seine Augen nach dem Ufer des Meeres, und sah er Aristons Schiff, so war ihm dieser Anblick lieber als alle Schönheiten, die der junge Frühling dem gefühlvollen Herzen des Jünglings gewährt.

Einstmals geschah es, daß dieses so sehnlich erwartete Schiff zu der sonst immer gewöhnlichen Zeit nicht ankam. Oront seufz-

te, und Furcht und Kummer las man auf seinem Gesicht. Der freundliche Schlaf floh seine Augen, und die auserlesensten Leckerbissen waren ihm schmacklos. Ohne Ruhe fuhr er bei dem geringsten Geräusch auf, und augenblicklich fragt er, ob kein Schiff aus Jonien angekommen sey. Endlich kam es, aber Ariston war nicht darinnen, ein Freund desselben brachte bloß seine Asche in einer silbernen Urne. Imphikles ein alter Freund des Verstorbenen, von gleichem Alter und Rechtschaffenheit, war der getreue Vollzieher seines letzten Willens. Als er ans Land trat, konnte er beinahe kein Wort hervor bringen. Oronts Schmerz äusserte sich eine Zeitlang durch Seufzer, bis ihm Imphikles die Urne überreichte.

Küssend nahm er sie aus seinen Händen, und dann richtete er folgende Anrede an sie.

Theurer Ueberrest des besten und redlichsten Mannes, der du in unsern Tagen ein so seltenes Beyspiel von Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Güte des Herzens gegeben hast!

weinen sollte ich zwar auf immer über den Verlust, den mir nichts ersetzen wird; aber ich will mich trösten und mich lieber deines dauerhaften Glücks freuen. Das was ein Ende haben soll, ist ja niemals von Dauer gewesen; wie sollt ich dich um dein gegenwärtig dauerhaftes Glück, die Belohnung deiner Tugend, bedauern? Doch du wirst leben in dem Innersten meines Herzens, und nun sollst du ruhen, wie es dein Wille war, an der Seite unsers gemeinschaftlichen Wohlthäters!

Aristons Asche wurde in das Grab Alzins gesetzt. Oront schlachtete viele Opferthiere, deren Blut die grünbelegten Altäre überschwamm, die das Grabmal umgaben: er verordnete, daß jährlich beständig auf seinem Grabe, zu Ehren Alzins und Aristons, Leichenspiele sollten gefeiert werden. Während diesem feierlichen Feste sangen Jünglinge und Töchter in lange, leinene, Lilien übertreffende Röcke gekleidet, ihre Lobgesänge zur Ehre Alzins und Aristons; denn keiner konn-

te zwei Männer von einander trennen, die in ihren Leben so genau mit einander vereiniget waren. — —

So spielt das blindscheinende Schicksal mit dem Glück und Unglück der Menschen. Oft wird Tugend durch Widerwärtigkeit bloß darum niedergedrückt, um sie desto kräftiger und nachdrücklicher bis zur höchsten Stufe der reinsten Freuden zu schwingen, die das Laster zu erreichen ausser Stande ist.

Aristons Begebenheit diene uns zum Beyspiele, um den Werth der Wohlthätigkeit und der Erkenntlichkeit einzusehen und zu erkennen. Welch ein Lohn muß auf Wohlthätigkeit warten, da der Lohn der Erkenntlichkeit so entzückend ist? Seyd wohlthätig, die ihr es immer seyn könnt; und ihr, die ihr Wohlthaten empfanget, seyd erkenntlich, da die Tugend der Erkenntlichkeit, ausser dem Vergnügen der empfangenen Wohlthat, auch das Vergnügen verschaft, welches nur Tugend mit sich zu führen pflegt.

Die Lebensgeschichte einer Coquette, beschrieben von ihr selbst.

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen niederschreibe, sind bereits Liebe und Grazien weit von mir entfernt, die Freuden schöner Jugendjahre sind vorbei, ich fühle sie nicht mehr, ich erinnere mich nur ihrer, und diese Erinnerung peinigt mich jetzt weit mehr, als mich ihr Daseyn vormals vergnügt hatte. Ich bin jetzt 74 Jahr alt, vergebens such ich die lange Reihe so schnell verfloßner Jahre mit dem engen Kreis zu vergleichen, den ich noch durchlaufen muß; das Andenken des Vergangenen stimmt mich jetzt zu nichts, als zur Reue, und seufzend ruf ich aus: es ist also wahr, daß das Leben nichts als ein Traum sey! Nur die Ueberlegung bleibt mir noch übrig, und ohne diese würde sich mein Daseyn nur auf einen Augenblick erstrecken, der so wie der Blitz flieht und verschwindet. Liebes, aber grausames Andenken der Schmerzen, die ich ertragen mußte, des übeln Zeit-

gebrauchs, den ich machte, und aller Leidenschaften, wodurch die Seele bald verfeinert, bald befleckt wird! nur durch euch leb ich; ohne euch würden die wenigen Tage, die mir noch übrig bleiben, nichts als Vorgeschmack des Nichts seyn, in das ich zurück kehren muß.

Wer immer diese Schrift liest, muß mir die Betrachtungen erlauben, die meine Feder begleiten; sie sind leider zu spät, und ich fühl es, daß sie ein Zoll sind, den man der Vernunft früher oder später abzinsen muß. O hätt' ich mich früher dieser Schuld entledigt, wie viel Irthümer, Ausschweifungen, Vorurtheile, Schmerzen, Verdruß, Reue, würd' ich mir erspart haben! Das Vergangene läßt sich nicht wiederersetzen. Ich bin zu alt, als daß ich aus meiner Reue Eitelkeit schöpfen, und zu eitel, als daß ich selbst in meinem hohen Alter für eine Schwärmerin angesehen werden sollte.

Ich war 15 Jahr alt, als mich meine Aeltern an einen Mann vermählten, den ich gar nicht kannte; eines dem andern fremd,

gingen wir auf dem gewöhnlichen Weg des Vergnügens und Leidens, auf den die Ehe gemeiniglich zu führen pflegt. Zum Glücke hatte dieser Fremdling, der sich meinen Mann nannte, einen sehr sanften Karakter; er war 35 Jahr alt, von Gestalt eben nicht schön, aber auch nicht häßlich, ich schätzte ihn, und er hatte zum Glück so viel gesunden Menschenverstand, daß er nichts weiter von mir forderte, als geschätzt zu werden. Sein Betragen gegen mich war sehr gefällig. Diese Gefälligkeit reizte in mir den gewöhnlichen Hang zum Putz und Lustbarkeit. Ich weiß nicht, wer daran mehr Schuld hatte, ich, oder er; genug, Putz und Lustbarkeiten waren meine einzige Beschäftigung. Unsere so ziemlich ruhige Ehe dauerte kaum einige Monate, als ein Freund meines Mannes, ein sehr liebenswürdiger geschickter Mensch, es wagte, mir eine Leidenschaft zu gestehen, wodurch sich meine Eitelkeit so sehr als meine Eigenliebe geschmeichelt fand. Er hatte die Kunst, mich zu überreden, daß er diese

Leidenschaft wider Willen fühle, daß sie bloß der Zoll sey, den eine empfindsame Seele meinen Reizen unmöglich versagen könne. Er versäumte keine Gelegenheit mich zu loben, und seine Lobsprüche waren so eingerichtet, daß sie entweder nur errathen werden konnten, (und diese Art zu loben ist die schmeichelhafteste, welcher selbst der Weiseste nicht widerstehen kann) oder eben dadurch gefallen mußten, weil sie mit derjenigen Offenherzigkeit gesagt wurden, durch die man den Schein von der Würklichkeit zu unterscheiden pflegt. Mit allen Weltkünsten bekannt wußte dieser Freund meine Eitelkeit so geschickt zu reitzen, daß ich in seiner Gesellschaft immer mehr Geist, mehr Anmuth und Schönheit zu besitzen glaubte: es schien mir, als wär' ich bereits die Meisterin in der Kunst zu gefallen; und ich frolockte, daß ich den Vorzug über alle meines gleichen erlangt hätte. Genug, er brachte es so weit, daß ich ihn für die Seele aller meiner Lustbarkeiten hielt, und sein Geständniß war

mir um so angenehmer, weil es schien, daß er mir es verbergen wollte. Vergebens rüstete sich meine Tugend wider diesen Anfall, ich fühlte den Streit der Pflicht und Tugend, aber meine Eitelkeit freute sich ingeheim über den starken Eindruck meiner Reize. Ich spielte die Spröde und Stolze, aber ich vernachläßigte auch keines der Mittel, wodurch unser Geschlecht Herzen erobern, und sich in dem sichern Besitz seiner Eroberung zu erhalten sucht. Es scheint mir, als wär' es unmöglich, daß man Mädchen oder Weib seyn könne, ohne (mehr oder weniger) Coquette zu seyn.

Ich bin zwar blos mit der Kunst zu gefallen bekannt, und verstehe mich nicht auf andere Künste, aber ich glaube, daß keine unter allen Künsten so fruchtbar an Erfindungen, als die Kunst zu gefallen sey. Wenigstens verstrich bey mir kein Tag, an welchem ich nicht ein neues Mittel ersonnen hätte, diese Kunst zur Vollkommenheit zu bringen. Bald war ein Kleid, bald ein

Band, bald waren Blumen und Schminke die Gegenstände, mit welchen sich meine Erfindungskraft beschäftigte, und mein neuer Liebhaber war der Prüfstein, der ihren Werth, ihre Wirkung bestimmen mußte. Des Sieges versichert, ließ ich ihn meinen Triumph bloß durch Stolz und Uebermuth fühlen: mit harter Mühe gab ich ihm einige Zeichen, daß ich seine Gegenwart nur bemerke, und erhielt er zu weilen einen schmeichelhaften Blick, so stellt' ich es immer so an, daß er denselben blos für die Wirkung der Zerstreuung halten mußte; allein es geschah zuweilen, daß sich auch andere Frauen einfallen liessen, mir meinen Sieg streitig zu machen; auch andere wollten zuweilen meinem Liebhaber gefallen; kaum bemerkt' ich dies, als ich auch schon Mittel ergrif, um mich in dem ruhigen Besitz meines Sieges zu erhalten; ich war sogleich sanfter, gefälliger, aufgeräumter; tausend kleine Tändeleyen, tausend Arten von den kleinen Künsten, die bei uns die Sucht zu gefallen ersonnen hat, wurden an

meinen Liebhaber haufenweise verschwendet; Blicke, Mienen, Reden, bekamen eine gelindere Stimmung und ich scheute mich selbst vor Erniedrigungen nicht, sobald ich vermuthen konnte, daß mir ihre Würkungen den Vorzug vor meinen Nebenbuhlerinnen verschaften.

Diese Kunstgriffe konnten nicht lange den eifersüchtigen Blicken anderer Weiber entwischen, und die Gemahlin meines Liebhabers (denn er war verehlicht, und eben dies reizte am meisten meinen Stolz) war nicht die letzte, die unser Verständniß bemerkte; sie liebte ihren Gemahl auf das zärtlichste, man kann sich daher ihren Schmerz, ihre Kränkung leicht vorstellen. Sie ergriff einen Weg, der eben so viel Ehre ihrem Verstande als ihrem Herzen machte; sie ließ sich an einem Abend bey mir melden. Sie war noch niemals in meinem Hause gewesen; ihr Gemahl war eben bei mir, wir wurden durch einen so unerwarteten Besuch aus unsrer Fassung gebracht. Nach den erstern gewöhnlichen Kom-

plimenten verließ uns ihr Gemahl, der sich weit mehr, als ich selbst, in Verlegenheit fand. Jetzt war ich allein mit ihr; noch ganz bestürzt über das schleunige Aufbrechen ihres Gemahls, suchte ich meine Verwirrung durch gewöhnliche gesellschaftliche Unterhaltung zu verbergen, aber diese verehrungswürdige Frau warf einen schmerzhaften Blick auf mich, den sie mit einem sanften Lächeln begleitete. Sie nahm eine meiner Hände zwischen die ihrigen, und drückte sie zärtlich. „Meine liebe Freundin, sagte sie zu mir, ich weiß es wohl, daß mein Gemahl Sie liebt, ich weiß mir Gerechtigkeit zu verschaffen, aber ich schmeichle mir nicht ein Herz zurück zu führen, welches Sie besitzen. Meine einzige Hofnung beruht auf Ihrer Freundschaft, auf der Güte Ihrer Seele, die gewiß noch eben so unverdorben ist, als Sie selbst schön sind. Von Ihnen allein hängt meine Ruhe, mein Glück, mein Leben ab, mein ganzes Schicksal steht in Ihren Händen. Sie allein sind es, die ich anflehen will,

will; würdigen Sie mich, meine Wohlthäterin zu seyn. Die Macht Ihrer Reize ist so groß, daß ein einziges Wort aus Ihrem Munde auch das härteste Herz erweichen würde; bringen Sie es dahin, daß mein Gemahl mir wenigstens seine Freundschaft schenke. Ach, es war einst eine Zeit, wo ich geliebt wurde! Sagen Sie ihm, daß seine Gleichgültigkeit eine arme Unglückliche aus Schmerz sterben macht, die nur für ihn lebt, und die, aus Furcht ihn zu betrüben, sich niemals weder einen Verweis noch eine Klage erlaubt hat.» —

Mit Mühe endigte sie diese letzten Worte, so sehr wurden sie durch Schluchzen unterbrochen. Sie war bleich, niedergebeugt, und schwamm in Thränen. Ich warf mich über sie her, schloß sie in meine Arme, und, ich glaube selbst, daß mir einige Thränen entwischten. Das Bekenntniß der Obermacht meiner Reize über die ihrigen, der Schutz, um den sie mich mit bittender Stimme anflehte, durchdrangen mein Herz, und

befriedigten meine Eitelkeit. Tausendmal umarmte ich sie, überhäufte sie mit Liebkosungen, und versprach ihr noch mehr, als warum sie mich bat.

Kaum war sie weg, als ihr Gemahl wieder hereintrat; die reinste Freude glänzte auf seinem Gesichte. „Madame, rief er, ich habe alles gehört; ich bewundre sie alle beide; ein so grosser Beweis von Liebe und Tugend haben mich überwunden; was Sie meiner Frau versprochen haben, das will ich halten; ich will mich zu ihren Füssen werfen, meine Verirrungen bekennen, und schwören, sie ewig anzubeten. Halten Sie ein, rief ich mit verwirrter Stimme, lassen Sie mir Zeit, Sie in Ihren Pflichten zu befestigen; — Ihre Sorgen sind überflüßig, ich bitte Sie, sich um mich nicht mehr zu bekümmern. Ich bin mehr als zu glücklich, die zärtlichste und tugendhafteste Frau wieder gefunden zu haben.

Ich weiß nicht was mit mir vorgieng, als mein Geliebter mich verlassen hatte. Ich

blieb wie versteinert, wie vernichtet. Die ersten Ideen, die sich mir wieder darstellten, erniedrigten mich in meinen eigenen Augen. Ich fühlte die Grösse ihres Glücks, nur um eifersüchtig zu seyn; ich glaubte Mann und Frau hätten ihren Scherz mit mir getrieben, und es blieb mir nichts übrig als die Schande und Kränkung, von ihnen hintergangen worden zu seyn.

Dies erste Unglück flößte mir nur das Verlangen ein, es sobald als möglich wieder gut zu machen. Anfänglich wollte ich noch die Macht meiner Reitze anwenden, meinen Treulosen zurückzuführen, aber einige Hindernisse hielten mich davon ab, und ich gab den Anschlag auf.

Seine würdige Gattin lebt noch, sie ward für mich ein Gegenstand des Schreckens, und erst seit 6 Jahren habe ich es dahin bringen können, ihr zu verzeihen.

Unter der Menge Seufzender, die ich um mich her zählte, war einer, den ich schon lange allen übrigen vorgezogen hatte. Er

war jung, angenehm, und von schönem Wuchs. Aus Furcht, daß er mir entwischen möchte, glaubte ich, ihn nicht lange schmachten lassen zu müssen, und dies war es, was mich ihn bald verlieren machte. Er hatte beinahe eben so viel Coquetterie als ich; aber unempfindlich gegen jeden andern Reiz, als den der Neuheit, glaubte er sehr gnädig gegen mich zu seyn, wenn er mich zuweilen andern vorzöge, und seine Abgeschmacktheit machte, daß er sich einbildete, er habe mich erst in die Welt eingeführt. Ich ward äusserst unwillig darüber.

Ohngeachtet meiner Neigung zu ihm, suchte ich alle Mittel ihn lächerlich zu machen, um seine Eigenliebe zu demüthigen. Von seiner Seite ergrif er alle Gelegenheit sich zu rächen; aber wir waren beide nicht zu bessern. Ein öffentlicher Bruch trennte uns endlich, der meiner Kränkung Genugthuung verschafte, meine Eitelkeit aber nicht wenig beleidigte, da ich sah, daß hundert Nebenbuhlerinnen sich um meinen Liebhaber stritten.

Nach ihm kam ein Mann, der schon lange in der Welt die Rolle eines Menschen nach der Mode gespielt hatte, eben an. Er hatte nicht mehr diesen blendenden Glanz, diese aufsprudelnde Lebhaftigkeit der Jugend; aber die Reife seines Alters hatte die Züge seiner Bildung noch nicht verdorben, die Geist und Liebenswürdigkeit anzeigten. Er besaß vorzüglich die Kunst ohne Ziererei zu gefallen, er hatte iene feine Aufmerksamkeit, und jenes schmeichelhafte Zuvorkommen, welche zu sagen scheinen, man habe auch den geheimsten Wunsch errathen; überdem besaß er einschmeichelnde Manieren, eine angenehme Höflichkeit, und ich weiß nicht, welch eine ungezwungene Artigkeit, die Feinheit des Geistes und Anmuth der Sitten verräth, kurz, jene so schwere Kunst nach sich Verlangen zu erregen, sich beständig zu verändern, und alles zur rechten Zeit zu thun. So hatte ich mir ihn nach dem Gemählde vorgestellt, welches man mir von ihm gemacht hatte, und ich fand ihn auch so, wie man ihn mir

geschildert hatte. Je mehr ich ihn sah und hörte, desto besser gefiel er mir, und bis zu dem Augenblick, wo ich die Grösse seines Verdienstes empfand, war mir das süsse Vergnügen noch unbekannt, von einem würklich liebenswürdigen Manne geliebt zu seyn.

Junge Leute würden zu gefährlich seyn, wenn sie ähnliche Vorzüge besässen! allein zum Glücke stürzt ihre Unbesonnenheit das auf der einen Seite wieder ein, was ihre Liebenswürdigkeit auf der andern aufgebauet hatte, und ihr Leichtsinn macht, daß wir bei aller unserer Schwachheit oft doch stärker sind als sie selbst. Die meisten jungen Männer suchen nur zu gefallen; und dies beleidigt unsre Eitelkeit, da wir das Recht zu gefallen uns ausschliessungsweise eigen zu machen suchen. Daher der Sieg, den nicht unsre Tugend, nicht unsre Vernunft, sondern bloß unsre Eitelkeit oft wider alle ihre Nachstellungen uns erwirbt.

Die Coquetterie ist eine von den Leidenschaften, die der Genuß nur immer mehr an-

reizt, und gewissermassen unersättlich macht. Jeden Tag ward ich begieriger nach neuen Opfern, die man meinen Reizen machte, und ich verdopelte meine Künste, um meine Eroberungen zu vermehren.

Meine erste Ungereimtheit hatte mich erröthen gemacht, sie hatte meine Ideen in eine besondere Verwirrung gebracht, und meine natürliche Furchtsamkeit verdoppelt; meine zweite und dritte aber brachten eine entgegengesetzte Würkung hervor.

Der Rath und das Beispiel anderer Frauen, die geschickter waren als ich, machten, daß ich bald alle Zweifel besiegte, und meine Tage waren jetzt nichts als eine lange Kette von Ausschweifungen; traurige aber nothwendige Folge der Eitelkeit und Coquetterie! Welch ein Augenblick für eine Frau, die ihr ganzes Leben hindurch sich mit nichts beschäftiget hat, als zu gefallen! Welch ein Augenblick, sag ich, muß der seyn, wo sie ihre Reize abnehmen sieht. Schon nimmt unmerkbar die Anzahl der Anbeter ab; kei-

ne Ueberlegung hat sie dazu vorbereitet. Ihr Gesicht hat sich zwar noch nicht in Falten gelegt, aber sie sieht die Jugend, welche gleichsam dem reifern Alter die Hand bietet, nach und nach von ihrem Antlitze weichen; und welch eine schwache Entschädigung, oder vielmehr welche Strafe für eine Coquette ist es nicht zu hören, wenn alsdann die Männer, anstatt zu rufen: Ach das junge liebenswürdige Mädchen! nur bloß mit Nachdenken sagen, es ist doch noch eine schöne Frau?

Indessen konnte ich mit Hülfe der Toilette bey Lichte mich noch ziemlich hübsch machen; aber alsdann entstanden auch andere Hindernisse, neues Studium, unaufhörliches Bemühen. Meine Mittel zu gefallen hiengen von der Wahl der Farben, von den Mustern der Stoffe, von der Magie des Pinsels, von der Kunst ab, mir, nach Beschaffenheit der Umstände, bald einen interessanten, bald einen freudigen Blick zu geben. Wie viele Male ist es mir nicht begegnet, daß ich mit

einem Anzug in Gesellschaft gieng, der mich es tausendmal bedauern ließ, keinen andern gewählt zu haben, ehe ich wieder nach Hause kam! Die wenige Aufmerksamkeit, mit der Männer mir begegneten, schob ich allemal auf den übeln Geschmack der Wahl meiner Kleidung. Es geschah oft, daß wenn einer von ihnen mich anredete, ich mich gezwungen sah, seine Kanten, oder die Farbe und Pracht seines Kleides zu loben, um eine schmeichelhafte Antwort, einen günstigen Blick zu erhalten. Ohnstreitig hätte ich in einer ernsten Zuneigung jene reinern und sanftern Freuden jener Liebe finden können, die der Freundschaft gleicht; aber ich hätte mich auch damit begnügen müssen, und darunter hätte meine Eitelkeit gelitten. Ueberdem war Freundschaft bei mir nur eine erkünstelte Empfindung, die mehr oder weniger lebhaft war, je nachdem meine Freunde mir schmeichelten, und ich Nutzen dabei fand, ihrer zu schonen. Einige Zeit glaubte ich das Alter von mir zu entfernen, indem ich jugendliche Ge-

sichtszüge annahm; aber es nahte sich mir schrecklich mit grossen Schritten, seine eiskalten Hände breiteten graue Haare über mein Haupt, und Runzeln über meine Stirne aus. Es half mir nichts, die letzten Mittel der Kunst anzuwenden; mein Gesicht gehorchte meinen Befehlen nicht; alle Erfindungen der Toilette vermochten nicht mich um 15 Jahre jünger zu machen; indessen konnte ich doch noch eine leichte Täuschung hervor bringen. Zwar konnte ich mich nicht mehr jung machen, aber meine Taille hatte eine gewisse Art von Schönheit beibehalten; ich hatte noch den lebhaftesten Verstand, die einschmeichelndsten Manieren; kurz für eine alte Frau konnte ich mir schmeicheln noch so liebenswürdig als viele andre zu seyn.

Oft sagte ich zu mir selbst, es giebt Männer von einem reifern Verstande, von einem ernsthaftern Karakter, denen an mir noch etwas gelegen seyn kann, und die mein Alter nicht erschrecken wird; aber sie sind furcht-

sam, man muß ihnen zuvorkommen, und alle Hindernisse aus dem Wege räumen.

Die Gelegenheit so zu denken, gab mir ein furchtsamer und ernsthafter Mann, den ich seit einiger Zeit meist immer zur nähmlichen Stunde, wenn ich hinkam, bei einer meiner Freundinnen fand. Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß er erröthete, wenn er mich kommen sah, und daß allein meine witzigen Einfälle ihn lächeln machten. Hieraus zog ich eine günstige Vorbedeutung. —

Einst da ich früher als gewöhnlich zu meiner Freundin gegangen war, um ihr mein Herz zu öffnen, und sie zu bitten, mich in meinen Plänen zu unterstützen, sagte man mir, sie sey ausgegangen, würde aber augenblicklich erwartet. Ich ging in ihr Puzzimmer, und fand hin und wieder auf dem Tische einige kleine Schriften; eben wollte ich sie durchlesen als ein Blatt herunter fiel; ich hub es sogleich auf, aber nun denken Sie mein Erstaunen. Es war ein ganz offener Brief, und ich erkannte die Hand des

Mannes, von dem mein Herz eingenommen war. Ich vermag nicht Ihnen meine Verwirrung und Unruhe zu beschreiben, indem ich die erstern Worte las. Hier haben Sie den ganzen Brief:

„Liebe Freundin, um unserer Liebe willen heben Sie den Umgang mit der alten Närrin auf, die Sie so grausam belagert. Sie werden mir dadurch einen wahren Gefallen erzeigen. Ich hasse sie beinahe eben so, als ich Sie liebe. Glauben Sie wohl, daß sie die Höflichkeit, die ich ihr erzeigt habe, für Zärtlichkeit aufgenommen hat? Es ist wahr, daß in dem Augenblick, wo Sie mir die Hand drückten, mich die äusserste Freude hinriß, und ich war so ausser mir bei ihrer Ankunft, daß ich sie besser als gewöhnlich empfing. Ich bitte Sie, benehmen Sie ihr so bald als möglich ihre Meinung. Sagen Sie ihr alles mögliche, um mich von ihrer lächerlichen Leidenschaft zu befreien. Leben Sie wohl." —

Niemals hatte meine Eitelkeit eine so schreckliche Probe ausgehalten. Ohngeachtet meines Verdrusses, meiner Schande und Verwirrung, hatte ich den Muth den ganzen Brief zu lesen. In dem Innern meines Herzens war jezt nichts, als Durst nach Rache. Ich ging mit Schrecken aus diesem unseligen Hause, und eilte zu einer meiner vertrautesten Freundinnen. Sie war ehedem eine Genoßin meiner Freude gewesen; alle ihre Geheimnisse waren mir bekannt, ich vertraute ihr die meinigen, und indem ich ihr jeẓt meinen erlittenen Schimpf erzählen wollte, sollte sie mir rathen, wie ich mich am besten rächen könnte. Ich ging so schnell, und war so ausser Fassung, daß ich zu ihr kam, ihr Zimmer durchlief, und es kaum wuste. Ihre Stube war dunkel, ich sah meine Freundin in einem Lehnstuhl, ich umarmte sie, und drückte sie an meinen Busen. Neben an hörte ich schluchzen und seufzen, indessen daß meine Lippen auf ihrem kalten und leblosen Gesicht ruhten. Das

Blut erfror mir in den Adern, ich that einen schrecklichen Schrei, und fiel in Ohnmacht. Schleunige Hülfe brachte mich ins Leben zurück, ich eröfnete die Augen, grosser Gott welch eine Scene! Man brachte den Leichnam meiner Freundin weg, ihr Kopf hing auf meiner Seite. Welche Veränderung auf dem Gesichte, daß ich wenig Tage zuvor gesehen hatte. Verschiedene Anstriche rother und weisser Schminke lagen noch auf demselben. Der theuerste Gegenstand ihrer Liebe und Eitelkeit, der Gegenstand, der ehedem von so vielen Anbetern verehret wurde, und um dessen Reize ich oft selbst sie beneidet hatte, war so ungestaltet, so häßlich geworden, daß mirs für Schrecken und Erstaunen eiskalt überlief. Das ist also, rief ich seufzend, das Schicksal, welches mich erwartet? Und ach, weiß ich wohl in welchem Augenblick? Noch vorgestern genoß die Unglückliche, jünger als ich, die Hoffnung einer langen Gesundheit! Der Tod reißt sie dahin: wie hat sie sich zu diesem schrecklichen

Weg zubereitet; aber ich selbst — — — Ach! ich Unglückliche. — — — Da zeigten sich auf einmal alle meine Irrthümer und Schwachheiten, all' die lächerlichen und strafbaren Verbrechen meines Lebens, alle meine gegenwärtigen und vergangenen Fehler, meinen erschrockenen Blicken; da empfand ich zum erstenmale, daß allein die Religion uns den Weg, der uns zur Unsterblichkeit führt, sanfter und beglückter machen soll.

Wenig Tage darauf ward ich noch tiefer besiegt, indem ich den lezten Augenblicken des Lebens meines Gemahls beiwohnte. Er hatte immer ruhig und tugendhaft gelebt. Sein Tod war eben so. Das Bewußtseyn eines guten Gewissens glänzte auf seinem Gesichte, und man sah es noch bey dem lezten Lebewohl, das er mir sagte. Er hielt meine Hand in der seinigen, drückte sie voller Empfindung, beklagte mich, und ermunterte mich zur Reue. —

Ich hatte keine Kinder. Ich ließ meinen Verwandten den größten Theil meines Vermögens, und begab mich sogleich aufs Land, wo ich mich nun gänzlich den Pflichten der edlern Menschheit geweiht habe. Hier erwarte ich mein Ende, ohne es zu wünschen, und leide willig die Schwachheiten des Alters, als eine noch viel zu leichte Strafe für meine Vergehungen.

Heinrich Home und Julie Torny.

Heinrich Home war ein sehr reicher Engländer, von einem edlen erhabnen Karakter, und von den glänzendsten Geistesgaben. In seiner Jugend liebte er die Ideale; und der Ernst mit welchem er die Grundsätze der Moral und die schönen Künste und Wissenschaften studirt hatte, brachte in ihm eine Art von liebenswürdiger Schwärmerei hervor. Die Neigung wohl zu thun, und der Enthusiasmus gegen alle Menschen, die edel und gut dachten, oder die auch nur das Zeichen des Edelmuths und der Güte an sich trugen, ich meine die Liebe zu solchen, die sich durch Schönheit des Körpers oder Würde der Mine auszeichneten, war bei ihm ausserordentlich stark. Als er in Oxford studirte, unterhielt er eine Menge armer Studenten, an denen er Fähigkeiten bemerkte, oder die ihm auch nur von Seiten der Armuth empfohlen wurden. Von Oxford ging er auf die Güter seines Vaters zurück, und

hier war es, wo sich ein Zufall ereignete, dessen Erfolg wir jetzt eben erzählen wollen. Er lernte nemlich hier die Tochter eines gewissen Torny kennen, der ein Pachter auf seines Vaters Gütern war. Das Mädchen war 10 Jahr alt, und hieß Julie. Der junge Home entdeckte an diesem Kinde so viel natürlichen Verstand, so viel Naivität und Witz, daß er nichts mehr wünschte, als diese so vortreflichen Anlagen möchten die gehörige Ausbildung erhalten. Diesen Wunsch machte Juliens Schönheit noch feuriger. Die grossen blauen Augen intereßirten ihn, und die edle unschuldsvolle Mine dieses Kindes rissen ihn bis zum Entzücken hin. Aber er dachte damals nicht an die Leidenschaft, mit welcher dieses Mädchen in der Folge sein Herz entflammte. Da er erfuhr, daß Torny nicht viel auf die Erziehung seiner Kinder zu verwenden hätte, so suchte er ihn auf alle mögliche Art in einen bessern Zustand zu versetzen. Sein Vater war auch mit diesem Eifer für Torny nicht unzufrieden. Er liebte

ihn wegen seiner Ordnung, und erfüllte die Bitten seines Sohnes gern. Der junge Home wiederholte seine Besuche bei dem Pachter, und er gerieth gar bald mit dieser Familie in eine so genaue Bekanntschaft, daß er nicht nur als Wohlthäter, sondern auch als Freund aufgenommen wurde. Die häuslichen Freuden finden sich gewöhnlich in den Häusern des Mittelstandes am meisten, und wer einmal daran Geschmack gefunden hat, verachtet alles was ihm Reichthum und Ueberfluß dagegen anbieten. Home gewöhnte sich hier ganz an diesen Ton. Der alte Torny war ein so erfahrner und bescheidner Mann, seine Frau eine so sanfte, freundliche und getreue Hausmutter, in der ganzen Familie herrschte eine so vertrauliche Einigkeit, jeder nahm an den Leiden und Freuden des andern so innigst Theil, daß sie alle zusammen nur eins auszumachen schienen, und Home hatte sich in kurzer Zeit so fest an diesem Körper angeschlossen, daß er mit zu ihm zu gehören schien. In dergleichen Familien herrscht auch

kein Mistrauen unter einander, jeder will Gutes, und jeder glaubt, daß der andre auch Gutes wolle. Da sinnt man nicht auf weitläuftige Projekte, läßt von Möglichkeiten seine Ruhe nicht zerrütten, sondern beurtheilt die Fälle wie sie da liegen, und wie es dem gesunden Menschenverstande, bei der Voraussetzung, daß alle Glieder des freundschaftlichen Körpers gut und brav sind, vorkömmt. Daher dachte man nichts bei der besondern Neigung, die Home für Julien äusserte; man ließ ihn machen und freute sich darüber, war froh, daß Julie sich so beliebt zu machen wußte, und vermahnte sie zum artigen Betragen gegen Herrn Home.

Eine Neigung, die uns bei Kindern, die wir lieben, gewöhnlich ankömmt, ist: sie zu unterrichten. Dies that auch Home, bald in Gesprächen, bald in ordentlichen Stunden, und der Fortgang seiner Schülerin machte ihm und den Eltern so viel Vergnügen, daß er selbst den Unterricht immer eifriger betrieb, und die Eltern ihm den zärt-

lichsten Dank bewiesen. Er lehrte sie die Geographie, Geschichte, Physik, Musik, Zeichnen, und dies alles machte ihm mehr Vergnügen als Mühe. Bei dieser Lage nun war es kein Wunder, wenn sich nach und nach, indem das Mädchen heraufwuchs, eine würkliche Liebe in dem Herzen der Schülerin und des Lehrmeisters entspann. Die genaue Bekanntschaft mit dem Herzen und mit dem Verstande des Mädchen, der einnehmende und glückliche Ton der Familie, der auch bei dieser ihrer Tochter herrschend war, die bewährte Rechtschaffenheit aller musten der Leidenschaft des Liebhabers eine Festigkeit und Sicherheit verschaffen, die sich durch nichts so leicht wankend machen läßt. Auf der andern Seite konnte die Leidenschaft des Mädchen fast auf keinen andern fallen, als auf Homen. Das schöne Ansehn und das einschmeichelnde Wesen des jungen Mannes, selbst; das Gefühl, daß sie alle das Schöne und Wahre von ihm gelernt hatte; die Wärme, mit welcher ihre Eltern ihn täglich ihr

vorlobten — alles dies konnte nichts anders bewürken, als Hochachtung, die sich beim Erwachen der zärtlichen Gefühle nothwendig in Liebe verwandeln mußte. So geschah es auch würklich. — Kaum war Julie 13 Jahr alt, als Home den Entschluß, sie zu seiner Frau zu machen, schon völlig gefaßt hatte. Im folgenden Jahre erst erwachte ihr Feuer, und sie hieng mit einer Zärtlichkeit an Homen, die sich kaum beschreiben läßt. Der junge Home entdeckte dem Torny seine Absichten in einem feurigen, aber gesetzten und entschlossenen Tone. Torny hatte nicht geglaubt, daß die Sache schon so weit gekommen wäre, der Antrag beunruhigte ihn, denn er hatte nie daran gedacht, und die Schwierigkeiten schienen ihm zu groß. Home sollte nach dem Willen seines Vaters eine Reise nach Frankreich und Deutschland unternehmen, und weil jetzt die Zeit dieser Reise da war, so hatte Torny darauf gerechnet, daß der Funke während der Abwesenheit des jungen Home in beider Herzen

verlöschen würde. Da Home ihm jetzt diesen unerwarteten Antrag that, so sagte er ihm alles was ein armer Vater einem enthusiastischen Liebhaber seiner Tochter sagen sollte. Aber Home blieb bei seinem Entschlusse, und nach vielem Hin- und Herstreiten kamen sie in folgenden Punkten überein: Home wollte seinen Vorsatz, die Julie zu heirathen, weder ihr selbst, noch irgend einem Menschen eher entdecken, bevor er von seinen Reisen zurückkäme, es sollte ihm ferner während dieser ganzen Zeit frei stehen, seinen Vorsatz nach Belieben zu ändern; der Vater wolle sich entschliessen, die Julie einer Tante von Home die in London lebte, zur Gesellschafterin auf ein oder zwei Jahre zu übergeben, wenn Julie Lust dazu hätte.

So reiste Home ab, und blieb ein Jahr auf Reisen, während welcher Zeit viel Briefe zwischen ihm und Julien gewechselt wurden, worinnen er sein Versprechen, das er dem Vater gethan hatte, bald mehr, bald weniger brach. Im vierten Jahr seiner Reisen

starb sein Vater, vier Monate nach dessen Tode kam er in England wieder an, und nach zwei Monaten war Julie seine Frau. Von dem Glück dieses vortreflichen Paares, das sie in ihrer Ehe genossen, schweig ich. Nur ein Unglück, das im 5ten Jahre ihrer Verbindung ihre Glückseligkeit eine lange Zeit störte, will ich erwähnen, worüber jetzt empfindsame Seelen einige Thränen vergiessen werden; wenn ich aber die Zärtlichkeit dieser Ehe, die häusliche vorhergegangene Freude, die schöne gemeinschaftliche Erziehung, kurz das ganze genoßne Familienglück dieses edlen Paares meinen Lesern durch eine längere Erzählung eindrücklicher machen könnte, so würde sie gegenwärtiger Vorfall, wenigstens auf einige Stunden schwermüthig machen. Home war eines Tages auf der Jagd, als er auf einmal in einem abgelegenen Jägerhause ein gräsliches Geschrey hörte. Er sprengte mit einigen seiner Leute drauf los, und sah einen wohlgekleideten Herrn, der von einem Jäger auf eine wüthende Art geprügelt

wurde. Dies war der Lord Turnow. Der Jäger hatte ihn bei seiner schönen Frau ertappt, und der Lord hatte nach ihm geschossen, da der Jäger mit dem Degen auf ihn los kam. Aber der Jäger ward nicht getroffen, und er drang nun um desto grimmiger auf ihn ein; er hatte ihm einige Wunden über das Gesichte beigebracht, hatte ihn jetzt zur Erde geworfen, und arbeitete mit Händen und Füßen, um sich an dem Ehebrecher zu rächen. Er wär verloren gewesen, wenn Home der Wuth dieses Menschen nicht Einhalt gethan, und ihn gerettet hätte. Er war sehr gefährlich verwundet, und Home nahm ihn deshalb mit in sein Haus, um ihn daselbst kuriren zu lassen. Julie erfuhr von diesen Umständen nur sehr wenig. Sie nahm den Patienten gut auf, und pflegte ihn wie den Freund ihres Mannes. Lord Turnow war ein Wollüstling, dem keine Pflichten und keine Gefühle zu heilig waren, die sich seinen Begierden widersetzten. Julie entflammte seine viehische Lust bis zur Raserei, und so-

bald er nur einige Kräfte wieder erhalten hatte, so dachte er auf nichts, als auf die Erreichung seiner unedlen Absicht. Er hielt sich daher länger, als er es nöthig hatte, in Homes Hause auf, und versuchte alle Mittel eines schlauen, gewissenlosen, und reichen Wollüstlings, um an Julien zu kommen. Aber umsonst, seine Zweideutigkeiten wurden nicht verstanden, seine Geschenke zurückgewiesen, und von ernsthaftern Angriffen hielt ihn Juliens zurückhaltendes und kaltes Betragen, und die Furcht vor Homes starken Arme zurück. — Indessen hatte doch der freie Ton des Lords und die muntre Laune der Julie einige Eifersucht in Homes Herzen erregt, und diese brachte die ersten misvergnügten Stunden in dieses Liebevolle Haus. Home wünschte daher den Lord los zu seyn, und wendete eine Reise vor, die er unternehmen wollte. Er that dies mit einer Art, daß der Lord wohl merken konnte, sie habe seine Entfernung zur Absicht. Um sich für diesen Wink zu rächen, miethete sich der Lord ein

Landhaus eine halbe Stunde von Homes Gute, und gab häufige Besuche in Homes Hause. Home verreiste würklich auf einige Wochen nach London; und jetzt glaubte der Lord wäre die Zeit gekommen, wo er sein Projekt auf irgend eine Art ausführen könnte. Man machte ihm die Abreise seines Freundes bekannt, aber er unterlies seine Besuche deshalb nicht. Julie erklärte, daß sie keine Besuche fremder Mannspersonen bei ihres Mannes Abwesenheit annehmen könnte, er fand ihre Thüren verschlossen. Aber er versuchte auf eine andre Weise zu ihr zu kommen. Jeder Gesellschaft, in welcher er sie auskundschaftete, drang er sich auf, und da Julie zu artig war, sich mit Bitterkeit über den Karakter dieses Mannes zu erklären, so liefen bald Gerüchte in den Gegenden herum, als ob der Lord und Julie einverstanden wären, sich zusammen aufzusuchten, und man machte die spöttische Bemerkung, daß sich diese beiden Leute immer von ohngefähr träfen. Der Lord war gegen sie

ausserordentlich frei, er spielte vollkommen ihren Liebhaber, er bestürmte sie mit seinen Anträgen, sank vor ihr zu Füssen, sobald er nur zwanzig Schritt von andern Menschen entfernt war, und alles dies blieb nicht unbemerkt. Die Verläumdung erwähnte der Weigerungen und des Unwillens der Julie über ein solches Betragen des Lords nicht. Sie wuste das Betragen eines Weibes gegen das zärtliche Kniebeugen eines schönen und reichen Lords sehr gut zu ergänzen. Bald war Julie die Mähr der Gegend, und ihr Gemal blieb hiervon nicht ununterrichtet. Home hatte starke Leidenschaften, eine gewaltige Liebe, aber einen alles überwindenden Stolz. Eifersucht läßt zur strengen Untersuchung weder Zeit noch Ruhe übrig. Er glaubte, was man ihm hinterbrachte, und schrieb einen bittern, äusserst kränkenden Brief an sie, voll Hohn und Verachtung. Hier ist er.

Madame!

Ich gebe Ihnen Ihre Freiheit, aber hören Sie auf Ihr Wesen in meinem Hause zu

treiben. Mein Haus ist kein Hurenhaus, darum entfernen Sie sich morgenden Tages. Treff ich Sie noch, so werd' ich Sie mir standesgemäß vom Halse zu schaffen wissen. Es liegt eine Banknote in meinem Pult, die nähen Sie sich in den Rock, damit Sie nicht betteln gehen dürfen, wenn Lord Turnow Ihrer überdrüßig ist.

Heinrich Home.

Julie war wie vom Schlage gerührt, als sie diesen Brief las. Sie weinte laut auf, und ihr Zustand war entsetzlich. Sie war sich keines unreinen Gedanken bewußt; ihr Herz glühte allein für ihren Gemahl; den Lord hatte sie von dem ersten Augenblicke seiner niederträchtigen Anträge an verachtet, und kein unkeuscher Gedanke war noch in ihre Seele gekommen. Was sollte sie bei einem so fürchterlichen Mistrauen ihres geliebten Gegenstandes auf der Welt thun? Sie wollte schreiben, aber die Feder sank ihr aus der Hand; sie dachte auf Gründe ihrer Recht-

fertigung, aber sie schienen ihr alle zu schwach, jeder Ausdruck, der sie entschuldigen sollte, schien ihr ein neuer Ankläger, und jeder Anfang und jede Wendung kam ihr erkünstelt, matt und kraftlos vor. Endlich war ihr Entschluß gefaßt. Guter Heinrich! rief sie aus voll innigster Wehmuth, die bittersten Thränen vergiessend, guter Heinrich! ein Blick von deiner Julie, wird dir sagen, daß ich unschuldig bin. Würdigst du mich nur noch einmal mich anzusehen, so mußt du erkennen, daß deine Julie dir allein treu, dir allein ergeben ist! — So sprach sie, und machte im Hause bekannt, daß sie morgen nach London reisen würde. Alles war bestürzt, man bemerkte eine Veränderung, aber niemand wußte, was eigentlich vorging. Lord Turnow erfuhr diesen Entschluß durch ein feiles Kammermädchen, das er auf seine Seite gebracht hatte, und er glaubte, der Zeitpunkt wär' nun da, wo er etwas wagen müßte. Er entschloß sich, sie mit Hülfe des Kammermädchens zu ent-

führen. Julie pflegte in einem Gartenhause zu speisen, und nach Tische ordnete sie gewöhnlich ihre Geschäfte, berichtigte Rechnungen, oder spielte auf der Harfe, und ging von da in ihr Schlafzimmer, das sich in einem Flügel gegen dem Lusthause über befand. Zwischen dem Garten und ihrem Zimmer lief die Landstrasse durch, die zu einem benachbarten Bade führt, und zu manchen Zeiten sehr frequent ist. Auf diesem Wege wollte man sie ergreifen. Der Lord hatte seine Leute schon um 9 Uhr bestellt, aber sie verweilte wohl bis gegen elf. Um desto besser konnte dieser seinen Streich ausführen. Drei Bedienten lauerten an der Thür, zwei sollten die Julie, und einer das bestochene Kammermädchen in einem in der Nähe bereit stehenden Wagen tragen.

Sie kömmt, das Herz voll Kummer und Angst, die Phäntasie mit schrecklichen Bildern angefüllt; nur allein das trostvolle Bewustseyn ihrer Unschuld und die süsse Hofnung ihren Gemahl zu sehen, und ihn durch

ihre Gegenwart von ihrer zärtlichen Liebe zu überzeugen, hielt sie noch aufrecht. Arme Julie! — Der Streich gelang, und sie war in 20 Minuten auf Turnows Schloß. Dieser Schlag war zu hart, die Bewegung in Juliens Herzen wag ich nicht zu schildern. Der Unmensch fiel über sie her, aber Julie war ohne Leben, eine Ohnmacht folgte der andern, und über diesem Anblick vergiengen ihm die thierischen Triebe; er wollte es bis auf eine bequemere Zeit versparen. Um alles recht sicher zu betreiben, ließ er sie auf eines seiner Güter unweit London bringen, und das Kammermädchen muste als Gefangene mit, denn der Lord war zu schlau, als daß er diese Verrätherin aus dem Garn gelassen hätte, da sie leicht sein ganzes Projekt hätte vereiteln können. Der Lord hatte Homes lezten Brief in Juliens Tasche gefunden, und freute sich über diese glückliche Entdeckung. Das Gerücht breitete sich gar bald aus, Julie sey mit dem Lord durchgegangen, und ihr Gemahl mußte der Lage der Sachen nach,

die-

diesem Ruf am ersten Glauben beimessen. Und jetzt fühlte er erst die ganze Stärke seiner Liebe zu dem treulos geglaubten Weibe. Solche Würkungen hatte er sich von seinem Briefe nicht vermuthet. Eine reuvolle Thräne in dem Auge seiner Julie hätte ihn auf ewig mit ihr ausgesöhnt. Dies war es, was er erwartete; er wollte sie mehr wieder zu sich selbst bringen, als sie von sich jagen. Seine Leidenschaften tobten entsetzlich, als er hörte, seine Julie wäre fort. Bald wollte er seinen Nebenbuhler aufsuchen und ihn durchbohren, bald sein untreues Weib, bald schien ihm der ganze Vorfall ein schrecklicher Traum. Zulezt siegte der Stolz; er blieb dabei, die Treulose zu verachten, und sie gänzlich ihrem Schicksale zu überlassen. Das Gut, worauf er die 5 glücklichen Jahre mit ihr gelebt hatte, verkaufte er nach einigen Tagen um ein Spottgeld, denn der Anblick desselben zerriß ihm das Herz. Er blieb in London, und zerstreute sich durch Reisen. — Der Lord konnte lange seinen

Endzweck nicht erreichen; er war ein entnervter Wollüstling, und die starke Widersetzlichkeit Juliens brachte ihn jedesmal um den Genus, bis er endlich sie durch einschläfernde Mittel in einen tiefen Schlaf brachte, und seine Lust stillte. Sie erwachte in den Armen eines Satyrs, der ihren Thränen hönisch entgegen lachte. Unterdessen ist der Bösewicht selten klug genug. Das Kammermädchen hatte sich für ihre Niederträchtigkeit eine weit grössere Glückseligkeit versprochen, als die Sklaverei, in welche sie gerathen war. Sie entlief und entdeckte den ganzen Handel; Home ward rasend als er die wahre Lage der Sachen erfuhr. Er suchte den Lord in seinem Schlosse auf, festen Entschlusses ihn zu tödten, wo er ihn auch fände, und seine Julie aus den Klauen dieses Ungeheuers zu retten. Turnow saß eben auf einem wollüstigen Sopha, und seine Phantasie schuf neue Gattungen des thierischen Genusses, als Home mit Ungestüm ins Zimmer drang und auf den Böse=

wicht losstürzte. Der Lord war in Leibesübungen nicht ungeschickt. Er bog dem Home so gut aus, daß er einen Degen und eine Pistole zu seiner Vertheidigung ergreifen konnte, und in demselben Augenblicke drückte er die Pistole los, traf aber einen seiner eigenen Leute, der aus dem Nebenzimmer herbeieilte. Home drang mit dem Degen auf ihn ein, und stieß ihn nach einer kurzen Gegenwehr durch die Brust, daß der Lord zu Boden sank.

Julie hörte diesen Tumult im Nebenzimmer, wußte aber nicht, daß dies alles auf sie deutete, und da sie bei dieser Verwirrung sich zum erstenmale allein sah, so versuchte sie es zu entkommen. Sie entwischte durch die Hinterthüre und wurde von einem Bauerweibe auf den Weg nach London gebracht, das noch keine englische Meile vom Gute entfernt ist. Home forderte mit Gewalt seine Julie, durchrennte die Zimmer, faßte jeden, den er traf, wie ein Rasender, und drohete ihm mit dem Degen den Tod. Aber

er fand sie nirgends, verfluchte dies Haus und kehrte verzweifelungsvoll zurück. Wie wunderbar handelt der Mensch, wenn ihn etwas überrascht! In des Lords Hause fanden sich mehr als acht starke Leute, und der eine Home trieb sie mit seiner Kühnheit alle zu Paaren; keiner wagte es ihn zu ergreifen, oder sich ihm zu widersetzen. Der Lord war stark verwundet, und das Verbluten hatte seinen Zustand noch gefährlicher gemacht. Es war aber so ein wunderbares Gemisch von Ehre und Niederträchtigkeit, Stolz und kriechendem Wesen, Rachsucht und Scheu vor aller Obrigkeit, in seinem Karakter, daß er sich schlechterdings nicht bereden ließ, diesen Ueberfall als eine gesetzwidrige Handlung anzusehen, sondern er glaubte, es sey ein ehrenvolles Rencontre, einem Weibe zu gefallen, gewesen, und wollte von dem Home Genugthuung fordern, sobald er wieder gesund wäre.

Julie wanderte indessen mit Zittern und Beben nach der Stadt. Sie erinnerte sich,

daß ihr Gemal einen Freund Handsome in London hatte; dessen Frau er immer sehr rühmte. Zu dieser wollte sie gehen und sich bei ihr unter irgend einer Bedingung vermiethen. Sie suchte dies Haus auf, und gab sich, um in ihrer Bitte gewiß zu gehen, für eine Gesellschafterin der Madame Home aus. Madam Handsome kannte Herr Home, aber mit seiner Familie war sie gar nicht bekannt. Sie freuete sich aber mit einer Person in Verbindung zu kommen, die in dem Hause eines Mannes gelebt hatte, den sie schäzte, und nahm sie also als Erzieherin ihrer Töchter auf. Indessen konnte Lady Handsome doch nur wenig über Herrn Home von ihr erfahren, und ihre eigene Person, ihre immer sichtbare Schwermuth und beständige Melankolie zog auch bald die Aufmerksamkeit der Lady auf sie ganz allein. Sie hatte auch so viel einnehmendes und sanftes, wurde von den Kindern die sie erzog, so zärtlich geliebt, daß sie die ganze Freundschaft, und das ganze Vertrauen der Lady sich erworben

hatte. Einige mal drang sie in sie, ihr den geheimen Kummer, der sie quälte, zu entdecken. Aber sie brachte nichts als bange Seufzer von ihr heraus. Eines Tages kam auch Sir Handsome von einer Reise zurück, und nach mancherley Erzählungen kam er auch auf Home zu sprechen. Er ist ein edler vortreflicher Mann, sagte er, aber sehr unglücklich. Ich traf ihn vor einigen Wochen in Kingston, wo er jetzt lebt, und entdeckte durch einen sonderbaren Zufall sein Leiden. Ich überraschte ihn, da er eben seine zwei zarten Kinder auf den Knien hielt, eins um das andre küßte, und sie an seinen Busen drückte. Seine Augen waren voll Thränen, und seine Mine voll Kummers und tiefer Schwermuth. — Ich war von diesem Anblick aufs innigste gerührt, und da er mich gewahr ward, so schien er anfänglich bestürzt, und wollte seinen Kummer verbergen, aber er konnte es nicht. Die Thränen stürzten ihm stromweis aus den Augen: „O Freund! rief er aus, Sie haben mich

nun einmal bei meinen Klagen überrascht. Ich habe ein treuloses Weib; aber ich kann nicht aufhören sie zu lieben, und ihr Vergehen kann meine Zärtlichkeit gegen diese unschuldigen Kinder nicht unterdrücken. Die Elende hat sich vom Lord Turnow verführen lassen, und ist mit ihm entlaufen. Wollten sie wohl so gut seyn, und sich nach ihr erkundigen? Es wäre Schade wenn sie ganz in das Verderben rennen sollte.» Er gab mir einen Bankozettel von 500 Pfund, und hat mich gebeten für ihre Rettung zu sorgen, damit sie nicht ganz ins Laster rennt. Ich werde — Bey diesen Worten fingen die Kinder der Lady, die mit der Julie in einem Winkel des Zimmers saßen, erbärmlich an zu schreyen: Julie! ach unsre liebe Julie! sie ist todt. Sir Handsome und seine Gemahlin liefen hinzu und fanden sie in einer starken Ohnmacht, die über eine Stunde dauerte.

Als sie endlich wieder zu sich kam, entdeckte sie ihre ganze Geschichte. Sie erzähl-

te sie mit so vieler Aufrichtigkeit, daß keiner an der Wahrheit zweifelte Ach! rief sie aus, ich bin ohne meine Schuld unglücklich — aber als eine Entehrte kann ich den Anblick eines so edlen Gemahls nicht mehr tragen. Der Tod allein kann mir Ruhe schaffen. Ach! und ich fühle, daß er sich mir mit starken Schritten nähert. Sie ward hierauf sehr schwach. Man suchte sie durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen. Sir Handsome versprach, ihren Gemahl von ihrer Unschuld zu überzeugen. Aber ihr Geist und ihr Körper hatten die ganze Zeit über zu sehr gelitten. Die Vorstellungen waren zu stark, und sie verfiel in ein völliges Delirium, und man brauchte viel Mühe sie nur einigermassen zufrieden zu stellen. Einige Stunden nachher trat ein fremder Herr ins Haus und verlangte hastig den Sir Handsome zu sprechen. Es war Herr Home selbst. Freund sagte er, meine Julie ist unschuldig! O ich werde noch rasend! Schon zwei Wochen irre ich herum und suche sie auf, und noch keine

Spur! Sie ist noch so tugendhaft wie zuvor, und ich Elender bin Schuld an ihrem Unglück. Der Bösewicht, der Lord Turnow, hat sie tückischer Weise entführt. O meine Julie! möcht ich dich noch einmal sehen! — Turnow hatte das Kammermädchen bestochen, und diese hat mir seine Spitzbüberei und ihren Aufenthalt entdeckt. Ich brach mit Gewalt in sein Haus, der Bösewicht schoß nach mir, traf aber seinen Bedienten; ich hab ihm den verdienten Lohn gegeben; aber meine Julie fand ich nicht, und schon vierzehn Tage suche ich sie umsonst. O mein gequälter Engel wo bist du? — Die Affekten des Herrn Home waren erstaunend stark, und man hielt es anfänglich nicht für gut, in einem solchen Zustande die Unglücklichen zusammen zu lassen. Herr Handsome versicherte Homen, daß seine Gemahlin in Sicherheit wäre, und daß er ihren Aufenthalt wisse. Home ließ ihm aber keine Ruhe, bis er ihm denselben entdeckte; es war ihm unmöglich, sich länger zu halten. Er wollte

sie mit Gewalt sehen, und alle Vorstellungen ihrer Unpäßlichkeit waren umsonst. Die Lady mußte ihr also zum voraus die Ankunft ihres Gemals bekannt machen. Diese Nachricht schien sie auf einmal wieder zu sich selbst zu bringen; ihre Augen wurden feurig und ihre Wangen glühten. Er näherte sich ihr aufs zärtlichste. Stumm hiengen sie sich viele Minuten lang an den Lippen, und dann erfolgten Thränen, Thränen der süssesten Wonne und der zärtlichsten Wehmuth. Aber dieser Zustand dauerte bei ihr nicht lange. Ihr Körper hatte zuviel gelitten, und die Arzenei war zu stark. Ihr Blick wurde wild, sie wollte reden, aber sie konnte kein Wort hervorbringen. Endlich ergrif sie seine Hand, drückte sie mit grosser Heftigkeit an ihre Lippen, sank zurück, und verschied.

Staatl. Bibliothek Passau

PASSAU

La

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grossing, Franz Rudolph von, 1752-1830

Lehrreiche Erzählungen

Bd.: 1

Berlin 1787

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 158-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341730-4
VD18 80281133-001